

Ha 179

12879. 2

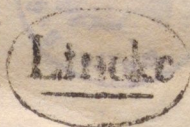
N g a t h e

oder

d a s G r a b g e w ö l b e

von

August Lafontaine.



Zweiter Band.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1817.



1027 K 3,553

Agathe

oder

das Grabgewölbe.

A 2

12 11 10 9 8

1000

1000 1000 1000 1000 1000 1000 1000 1000 1000 1000

Der Geburtstag. Das Kloster. Die Liebe. Der
Mutter Sorge. Die Ruhe.

Agathens Mutter, deren Verstand unter den Schlägen des Schicksals reif, folglich demüthig, und deren Herz weich, nicht hart geworden war, hatte über die Erziehung ihrer beiden Kinder nachgedacht; nicht, um sie geschickt zu machen, an irgend einem Hofe leben zu können, oder sie wie Diamanten in Gazetten zu schleifen zum Glänzen, sondern sie in jeder Lage, wofür das Geschick sie bestimmt haben könnte, gewiß zu guten, und wo möglich auch zu glücklichen Menschen zu machen.

Der Sohn Franz, der das harte Schicksal seiner Familie kannte, hatte der Mutter versprechen müssen, seiner Schwester Agathe Alles zu verschweigen, und damit er Wort halten konnte, that sie ihn früh nach Augsburg,

um dort sein Talent für die Malerei auszubilden. Denn es war der feste Wille des Vaters, den die Mutter nicht brechen wollte, sein Sohn sollte irgend eine Kunst erlernen, oder ein Gewerbe treiben, das ihn durchaus unabhängig in der Welt von jedem Amte und von jeder Besoldung machte.

Franz war schon im neunzehnten Jahre fähig sich selbst zu erhalten, und that es. Er hatte wenig Bedürfnisse in seiner Mutter Hause kennen gelernt, und bei seinem Abschiede aus dem mütterlichen Hause sagte ihm die Mutter mit mütterlichem Ernst: Franz, merke Dir's, entbehren ist das reichste Kapital im Leben.

Sie behielt nun ihre Tochter allein. Sie gewöhnte sie von Jugend auf zur Wahrheit, zu strenger Wahrheit in Allem, und zum noch strengeren Worthalten. Die kleine Agathe durfte nie scheinen, was sie nicht war. Es ist viel leichter, liebe Agathe, sagte sie: das zu werden, was Du noch nicht bist, als es zu scheinen. Agathe war gekleidet gerade wie die andern Mädchen in Oberdorf. Schmücke Deinen Geist

aus, liebe Agathe! Sei besser, sei gütiger, sei bescheidener und demüthiger, als Deine Nachbarinnen, und sie werden Dich lieben. Bist Du besser als sie gekleidet, so werden sie Dich beneiden, und Neid ist Haß.

Agathe hatte, wie ihre Mutter ein reiches Talent für die Musik. Sie lernte auf einer Guitarre, die ihre Mutter von einem Italiäner kaufte, für sich selbst spielen. Die Mutter half ihr Noten lesen, bildete ihren Gesang; aber Agathe durfte mit diesem Talente nicht glänzen.

Gieh, meine liebe Agathe, Deine Gespielerinnen lieben Dich Deines Gesanges wegen, wenn Du ihnen zu ihrem Vergnügen die lieblichen Lieder vorsingst; sogar Deiner Guitarre wegen, weil sie danach tanzen. Aber brüste Dich nur einmahl damit, so hast Du statt der Liebe Neid, und Neid ist Haß. Sei besser; aber scheine nicht so!

Begegnete Agathen ein kleiner Unfall, so sagte die Mutter, trag ihn allein. Der Schmerz gehört in die Einsamkeit, Agathe, wie jede

starke Nährung Deines Herzens. Vor den Augen der Menschen wird der Schmerz, an dem sie nicht Theil nehmen, Trost, und das Gefühl eine Lüge. Beides soll etwas Besseres sein, soll Dein Herz erheben und stark machen.

Die Mutter that, was sie lehrte, ein Mittel, das tausend Pädagogen vergessen, und Agathe ahmte ihrer Mutter nach, und ehe sie recht verstand, was die Mutter meinte, war es bei ihr Sitte.

So war Agathe sechszehn Jahre alt geworden; das lustigste, freundlichste Geschöpf, das überall geliebt wurde. Ihre schöne Stimme, ihr froher Gesang, ertönte überall. Ihr Lachen erheiterte Alles um sich her. Die Mutter zitterte vor diesem Jahre, in dem das Herz sich an zu regen fängt. Sie sann lange darüber, was sie Agathen über die Liebe sagen sollte: da sie aber fand, daß sich nicht viel Kluges darüber sagen ließ, da in dem Städtchen selten ein Liebeshandel war, der nicht recht bald mit einer Heirath endigte, und da Agathens Herz sich nicht regte, was sie bei ihrem dichterischen

Geiste, bei dem raschen, beweglichen Gefühl des Mädchens befürchtet hatte, so — glaubte sie besser zu thun, ganz zu schweigen.

Da aber doch die beste Mutter eine Frau bleibt, so sah sie mit Unruhe, daß im ganzen Oberdorf kein junger Mensch war, dem sie ihre Agathe mit Freuden gegeben hätte, obgleich der Zweck ihrer Erziehung nichts anders gewesen war, als Agathen fähig zu machen, in jedem Stande glücklich zu werden.

Da kam Wolf nach Oberdorf. Die Veranlassung seines Kommens, seine feineren Sitten, die Stärke und Zartheit seines Gefühls, erregten Wünsche in der Mutter Brust, die sie aber sorgsam der Tochter verbarg, und die ein Blick auf ihrer Tochter süße Bewegung des unruhigen Herzens vermehrte. Wolfs Gehen und Kommen, und Wiedergehen und Kommen, gaben dem mütterlichen Wunsche eine süße Hoffnung, die bald stieg, bald sank.

Was war er? Er redete nie davon. Wo von lebte er? reich schien er zu sein, denn seine Reisen erwiesen das doch wohl, und wiederum

nicht. Denn redete er nicht oft so, als wäre er arm, als stünde sein Glück noch weit hinaus, als suchte er es erst. Ihr zartes Gefühl erlaubte ihr nicht, ihm eine solche Frage auch bei der unschuldigsten Gelegenheit vorzulegen.

Sie beobachtete Agathen. Agathens Herz war in einer großen Bewegung; aber Agathe wußte nicht, was in ihrem Herzen vorgieng. In ihrer unschuldigen Unruhe konnte sie ihn sogar gegen ihre Mutter verklagen. Ach, sie haben ihn gut zu loben; aber sie glauben nicht, was er wild ist und ungestüm. Ja, er hat gute Eigenschaften, Mutter; er ist großmüthig, gütig, sanft, treu, muthig wie der Bruder Franz, wie ein Mann. Aber er ist auch hart, veränderlich, und hat, glaub' ich, seine Lust daran, mich zu quälen. Ich habe schon oft über ihn weinen müssen, wie jetzt wieder. Er thut nicht gut, nirgend. Immer will er hinein in die Welt, nach Italien, nach Hochschottland, nach den Palmen Indiens, Gott weiß, wohin.

Aber was geht's Dich an, Agathe?

Was es mich angeht? fragte sie so schnell, als müßte das doch wohl Jeder wissen.

Ja, was es Dich angeht, wohin er will?

Kleinsaut und beschämt fragte sie wieder: was es mich angeht?

Ja, Kind! weil er so großmüthig war, weil er nachher mit Dir giong, mit Dir sang, weil er so gut ist, möchtest Du gern, daß er immer bliebe.

Immer bliebe? o nein! denn ich sehe ja wohl, daß er einmahl ganz fort muß; aber — o ich wollte, er wäre schon ganz fort; denn, ach Sie glauben es nicht, Mütterchen, wie er so heimlich gar nicht gut ist, gar nicht. Wir sind ihm zu still, zu einfach; da muß er, wenn er ein Paar Tage hier gewesen ist, wieder hinein in das Gewühl von Mänschen, wo er vielleicht nicht einmal an uns denkt, und wir, wir denken jede Stunde an ihn. Ist denn das nicht undankbar?

Gutes Kind, sagte die Mutter gerührt, wir auch, und ein Mann! Wir haben Zeit an

ihn zu denken. Er muß, wie der Bruder, handeln, thun, arbeiten.

Nein, er will nicht an uns denken, glauben Sie mir. Ich kenne ihn besser.

So klagte sie, wenn er fort wollte. War er da, so schwebte sie auf dem Flügel der schönsten Morgenröthe; so fand sie Alles kalt, was die Mutter Gutes von ihm sagte, so war ihr Herz so ruhig, so froh, als wäre die Liebe die stillste aller Leidenschaften.

So lange Wolf sagte: ich will nach München, nach Augsburg, nach Innsbruck, und dann komme ich zurück; so lange gieng Alles wohl an. Sein Zurück war zu Agathe; aber wie er sagte: ich will nach meinem Vaterlande zurück, ach Agathe, da fühlte Dein Herz, wie hart das Wort zurück! war. Aber das Herz war in die höchste Bewegung gerathen; er hatte ihre Hand geküßt, und dieser Kuß schlug seine Wellen des Entzückens durch die langen zwei Monate, die sie ihn erwarten mußte. Sie hatte eine Locke von seinem Haupte. Sie hätte fast gelacht, da er eine Locke von ihrem

Haupte verlangte, so seltsam schien ihr der Wunsch. Aber sie erfuhr, welch ein kräftiges Andenken so eine Locke ist, denn sie konnte zu ihrem eigenen Erstaunen ordentliche Gespräche mit seiner Locke führen. Er hatte ihr mit einer wunderbaren Bewegung in seinem ganzen Wesen versprochen, an ihrem Geburtstage zurückzukommen, daß sie mit einem heiligen Entzücken, dem sie aber gar selbst nicht traute, leise sagte: es kann wohl sein!

Es war gewiß ein schöner Anblick, sie die letzten vierzehn Tage vor ihrem Geburtstage ihre stille Wirthschaft treiben zu sehen: wie sie sein Zimmer mit Blumen aufschmückte, und mit jungen Maie; sie bald so, bald anders stellte, damit es schöner ließe; stäubte, fegte und bohnte: seinen Zeichentisch an die Aussicht auf die Alpen stellte; ihren zahmen Kanarienvogel hinauf trug, und zu ihm mit weicher Behmuth sagte: Ach, armer Mimi, es wird uns doch Alles nichts helfen. Er kommt doch nicht! Wie sie trozig, weil er doch nicht kommen würde, ihre liebevolle Arbeit wieder zer-

führte, Alles wegriß, hinabtrug, und eine Stunde darauf die Arbeit und schöner wieder aufsieng.

Sie setzte sich mit ihrer Arbeit zu ihrer Mutter Füßen, damit sie ihr Gesicht, das Alles verrieth, was doch gerade die Mutter nicht zu wissen brauchte, verbergen konnte, und hob mit tiefbellommener Brust und ruhigem Tone an: ach, kommen wird er nicht, das kann ich mir wohl denken. Sie halten ihn dort. Freilich, die Wege sind schön, und nach Italien wollte er durchaus. Nicht wahr, Liebes Mütterchen, unmöglich ist es nicht, daß er käme?

Die Mutter wußte fast nicht, wie sie das ängstliche Herz trösten sollte. Erwarte es doch, Kind, mit Ruhe.

O das thue ich auch. Sein Zimmer ist fertig, wenn er etwa gar früher käme, wie er immer that. Er bleibt ohnehin nur ein Paar Tage. Der Mai, sagen sie Alle hier, ist die schönste Zeit nach Italien zu gehen. Es ist so

wunderbar, Mutter, manchemal scheint mir's,
als wollte er immer hier bleiben.

Er ist gern bei uns, liebes Kind. Nur
sollte man nichts übertreiben; er nicht, wir
nicht. Weinst Du, er hängt von sich allein ab?

Er sagt's.

Aber Du verstehst es nicht, so wie er es
meint. Ein Mann, wie er, der empor will
in der Welt, der muß in die großen Städte,
nach München, Wien, Rom, Mailand, um
die Menschen zu begreifen, die er beglücken will.
Dem ist Oberdorf fast nichts.

Das ist schlimm!

Das ist des Mannes Bestimmung, und
war Deines Vaters hartes Schicksal. Dein
Bruder gieng auch. Wir trauern; aber wir
müssen sie nicht halten wollen.

Ach, das ist sehr schlimm.

Der Mann muß stark sein und muthig
für Weib und Kind zum Schutz. Du mußt
Dich fassen lernen Agathe, und freundlich sein,
will er nun fort. Er muß ja einmahl fort.

Agathe konnte nicht einmahl mehr sagen: das ist schlimm! So zitterte das Herz, das verlassene Herz. Aber brechen wollte sie mit dem Manne, der sie verlassen mußte. Sie wollte ihre Blumen herabnehmen; sie konnte es nicht. Sie schüttelte das blonde Köpfchen, und beschloß nun endlich sich nichts mehr daraus zu machen, käme er, oder nicht.

Aber ihr Geburtstag rückte näher und näher, und Angst und Hoffnungen wechselten in ihrem Herzen.

Ich thue am besten, sagte sie am Morgen ihres Geburtstages, sobald sie die Augen aufschlug: ich denke heute gar nicht an ihn, und sie trocknete die Thräne ab, die der Schlaf nicht getrocknet hatte. Ich weiß auch nicht, warum ich mich so um ihn kümmern muß? Aber sie trat doch mit neuen Thränen an das Fenster und sah nach dem Thore, und ihr Herz wurde immer beklemmter.

Aber da sah sie ihn, ein Freudengeschrei! Ihr Leben war hell! Ihr Herz voller Wonne! Wie sie war, sie hatte sich für ihn doch

doch recht schmücken wollen, wie sie war — flog sie ihm entgegen auf die Gasse, reichte ihm die Hand, und in dem Tumult der unendlichen Freude, wußte sie nicht was sie that; sie erzählte ihm, wie betrübt sie gewesen, wie sie nicht mehr auf ihn gehofft hätte.

Ernst sagte er: ich hatte Ihnen mein Wort gegeben, Agathe. Sie sehen, ich halte Wort.

Also darum? hob sie an zu zanken: nur darum? Also, hätten Sie mir Ihr Wort nicht gegeben? —

Sie empfangen mich mit Vorwürfen, Agathe?

Ach nein, sagte sie beschämt, und hielt die Hand vor die blauen freundlichen Augen, die jetzt wieder in Thränen schwammen.

Die Mutter zog beide ins Haus. Aber nun brach auch die Freude in hundert Gestalten aus ihrem Herzen hervor. Sie erzählte ihm, sich vertraulich zu ihm auf eine Fußbank setzend, daß sie auch in den zwei Monaten in dem Kloster Zell gewesen; daß sie ihn aber über der

schönen Gegend, und über den Herrlichkeiten des reichen Klosters nicht vergessen, und wie ihr der Schleier der Nonnen so wohl gefallen, und die kleine Zelle, und Gebet und die Frümmen, und daß sie der Aebtissin versprochen, Profeß zu thun im Kloster — die Mutter lächelte.

Profeß? fragte er.

Ja, sagte sie tiefsinnig vor sich niedersehend, und mit den hervordringenden Thränen kämpfend: wenn —

Ich todt bin, sagte die Mutter.

Und wenn noch etwas geschieht, setzte Agathe noch betäubter hinzu, und heftig: wenn Sie nun gehen und nicht wiederkommen.

Dann schwieg sie lange.

Aber nun führte sie ihn auf sein Zimmer, und zeigte ihm, daß sie ihm Alles gegeben, was sie am meisten liebte, ihre schönsten Blumen, ihren Mimi, und Alles! Alles! Alles! rief sie, die Arme ausbreitend.

Aber nun war sie auch mit der raschen Frage da: nun gehen Sie wohl morgen schon nach ihrem Italien?

Morgen nicht.

Uebermorgen gewiß?

Uebermorgen nicht.

Ach, sagte sie mit einem kleinen Unmuth, wenn Sie nur noch vierzehn Tage bleiben wollten.

Die bleibe ich, liebe Agathe.

Sie fuhr zusammen, ein frohes Engelslächeln verklärte das schöne Gesicht bis zur höchsten Wonne.

Sie sah ihn listig an. Nein, rief sie, ich kann es ja nicht verschweigen. Die Josephe geht mit ihrem jungen Manne nach Morbegno ihre Erbschaft zu holen. Ich soll mit ihnen, hat meine Mutter erlaubt. Es hat mir viel Bitten, ach, viel Bitten gekostet. Aber wenn Sie mit gehen? Sie legte den Finger an die rothe Lippe und dachte an alle die Freuden, wenn er mit ihr ginge, nickte leise mit dem Kopfe, winkte froh mit den Augen, ganz für sich, und zog dann einen tiefen Seufzer aus der seligen Brust, daß noch so viele Tage dazwischen

lagen, von denen jeder ein Hinderniß bringen könnte.

Wolf hielt sich wie ein Held, obgleich die Freude, er sollte an der Seite des Mädchens über die Alpen gehen, in seinem Herzen zuckte, obgleich er eben wie Agathe geschwind mit seiner Phantasie einen solchen Tag durchlief, und gerade so kopsnickte wie sie.

Dann traf Blick und Blick auf einander, und beide errötheten vor Freuden und wunderbarem Verlangen, und sie sah an seinen leuchtenden Augen, wie lieb es ihm war. O wie glücklich war sie!

Aber wie glücklich sollte sie noch werden! Denn da kam der Wagen mit seinen Sachen. Sie trug hinauf, während Wolf mit der Mutter über die Gräfin Rosalie redete, deren Brief sie gelesen.

Er schwieg von dem, was er wußte; die Mutter von dem, was sie gelesen; aber das erklärte Angesicht der Mutter verrieth das selige Herz. Während des fiel Agathe oben aus einer Freude in die andere.

Sie schloß seine Mantelsäcke auf und sagte: der wird wieder bestäubt sein, denn er achtet nichts. Gar nichts. Dann wickelte sie ein Papier auf, und zog hervor die schönsten Einkerker, die doch für keinen Mann waren. Sie sah furchtsam um sich. In dem Papier lagen Hals- und Armketten von Gold, und sie erröthete vor Freude.

Da fielen ihr Schuhe entgegen. Sie zog ein Paar an, um zu wissen, ob sie für sie bestimmt wären, und in dem Augenblicke hörte sie seinen Fußtritt auf der Treppe. Zwei Griffe und Alles war wieder weggepackt. Aber die Schuhe an ihren Füßen und das eine Armband an der linken Hand! Sie stand vor ihm in der allerunbequemsten Stellung, um ihm den Anblick der Füße zu entziehen und der Hand.

Nun Agathe, viel herzliches Glück zu Ihrem Geburtstage! rief er.

Sie erröthete und hatte keine Antwort.

O liebe Agathe, er flog an den Mantelsack und zog hervor das eine Armband, und suchte nach dem andern. Es wird sich finden,

Agathe. Er nahm die linke Hand, und Thränen einer schnellen Freude stiegen in sein Auge, da er das Armband sah. O liebe, liebe, gute Agathe! rief er und drückte sie zum ersten Mal an seine Brust.

Da blickte sie hell aus dem schamhaften Erröthen auf und zeigte ihm die Schuhe an ihren Füßen, und nun gab er ihr Alles, er, der ihr nichts geben wollte, und wäre er jetzt wieder in Augsburg gewesen, welch einen reichen Tag hätte der Puzladen gehabt, in dem er kaufte.

Aber der Held legte selbst um Agathens schneeweißen Hals das goldne Halsband. Er steckte selbst mit geschäftiger Freude die schönsten Blumen auf ihren Hut; hing das schönste Tuch um ihre Schultern, und sie trat vor ihm hin, die einfache, liebende Seele, und zeigte sich ihm, als wäre er ihr Spiegel. Sie wollte sich nicht, sie wollte nur ihm gefallen.

Er umfaßte sie mit entzückten Blicken; er hielt sie fest an seinem Herzen. Er konnte das Auge nicht von ihr losreißen. Er vergaß Alles;

die feine Tante mit ihren Schauspielen; seinen eigenen Vorsatz, von der Täuschung, von der Schmeichelei nichts zu nehmen. Er war ein Kind, wie Agathe ein Kind war.

Aber er schwur, da sie hinab war, um ihrer Mutter die Geschenke zu zeigen, ihr nie ein Wort von Liebe zu sagen, und er war stark genug Wort zu halten.

Am andern Morgen mußte er mit Agathen in ganz Oberdorf umher, und sie stellte ihn ihren Bekannten vor, und überall erzählte sie mit vertraulicher Freude, daß er zu ihrem Geburtstag gekommen sei, und welche schöne Geschenke er ihr mitgebracht hätte.

Sie verrieth ihre Liebe, ihr ganzes Herz, den Schmerz, den sie getragen, Jedem, und Jeder wünschte der lieben Agathe Glück, und sie vertheilte, freilich mit einem geheimen Neide und Aerger, daß sie so gutherzig war, einen Theil der schönen Blumen, und verschwieg schamhaft, wie ungern sie es that. Aber allein kann ich doch nimmermehr gepußt sein.

Nun sank sie in das stille unendliche Meer einer ruhig seligen Freude; denn sie hatte ja Alles, Alles, ihn, seine Geschenke, die sie jeden Tag ein Paar-mahl betrachtete; nach vierzehn Tagen die, o die glückliche Reise nach Morbegno mit ihm, die wie ein Feenland täglich schöner und magischer vor ihren Blicken aufblühte, wie die schönen Palmen von Otahite dem müden Schiffer in der Ferne magisch erscheinen, und für die Zukunft, wenn er nun nicht mehr da war, hatte sie Kloster Zell und den Schleier, und die einsame Zelle, wo sie ungestört an ihn denken und für ihn beten konnte.

Das war ja ein Leben ohne Gleichen von Freude. Sie sprang hoch auf vor Freude, und wußte ja fast nicht, was schöner war, ob, wenn sie an seiner Seite ginge, oder für ihn in heiliger Einsamkeit betete.

Sie sah ihn so lachend an, und dachte an die Zukunft gar nicht, daß er ihre Freude fast übel nahm, und ungroßmüthig wie ein Mann ihren Blick auf die Zukunft richtete. Aber sie

blieb eben so lachend; er wußte nicht, wie unendlich das Herz ihn liebte, daß für ihn beten, um ihn trauern ihm ein schönerer Himmel schien, und so brach endlich der Tag ihrer Reise an.

Da Agathe der Mutter zum ersten Male sagte: Mütterchen, Wolf geht mit uns bis Morbegno! da fragte die Mutter lebhaft: wie? er will mit? liebes Kind, geht das auch?

Ich, Mütterchen, sagte Agathe verwundert: es geht ganz und gar nicht anders. Der Weg nach Mailand geht schnur gerade über Morbegno. Wie wollte er anders als mit uns gehen?

So? sagte die Mutter, und schwieg mit einem Seufzer. Sie konnte dem unschuldigen, fröhlichen Mädchen weder die Gefahr verrathen, noch die Freude verderben. Aber nun mußte sie mit Wolfen selbst reden.

Hören Sie, lieber Herr Wolf, Sie wollen meine Agathe nach Morbegno begleiten? Welchen andern Begleiter könnte ich Agathen wünschen als Sie? Aber, lieber Herr Wolf,

Sie sehen doch wohl, was in Agathens Seele vorgeht? daß eine Neigung für Sie sich in ihrem Herzen festsetzt, die gar keinen Widerstand findet, weil Agathe sie nicht einmahl ahnet, die auf dieser Reise, wo sie immer in Ihrer Gesellschaft sein wird, eine Stärke gewinnen wird, die so leicht verderblich für Agathen werden kann. Sie ist meine Tochter! O Gott! Ich muß endlich reden.

Sie fühlen doch kein Mißtrauen gegen mich? fragte Wolf sanft.

Gegen Sie nicht, aber gegen mein Schicksal. Liebt mich Agathe —

O sie liebt Sie!

Ich liebe Agathen mit einem ungetheilten Herzen; ich könnte mit Wahrheit sagen, ich hätte sie geliebt von dem ersten Augenblick an, da ich sie sah.

Selbsttäuschung ist so vielfach, Herr Wolf. Sie scheinen oft so kalt, oder ruhig. Verzeihen Sie der Mutter die Unruhe, die Zweifel. Ein Geheimniß liegt auf Ihrem Leben; das möchte sein; auf unserm liegt auch ein Geheim-

nist; auf Ihrem Herzen liegt ein Dunkel, und unsre Herzen sind offen. Das fürchte ich.

Er lächelte. Weder auf meinem Leben, noch auf meinem Herzen, liebe Mutter. Ich liebe Agathen; nun denn, Sie sollen Alles wissen! mit einer unendlichen Leidenschaft. Sie liebt mich. Ich habe nie so viel Unschuld, so viel Natur, so viel Wärme in einem weiblichen Herzen gefunden. Ich fand ja für die Erfüllung meiner schönsten Wünsche kein Hinderniß, und so war ich fest entschlossen, und bin es noch, Agathens reines Herz und ihre Liebe sich selbst und den heiligen Händen der Natur zu überlassen, ganz allein der Natur! Ich will Agathen nie sagen, daß ich sie liebe; ich will ihr nie sagen, wie schön sie ist. Keine Schmeichelei, keine Huldigung, keine Leidenschaft soll sich dem reinen Herzen nähern. Nur ihre Liebe soll mir ihr Herz geben. Und Sie selbst, meine gütige Mutter, haben Agathen nie ein Wort von Liebe gesagt. Ich wills auch nicht. Ich will mein Herz so wenig als Agathens Herz tauschen. Sie liebt mich! die Natur wird den

rechten Augenblick finden, liebe Mutter, ihr Herz zu belehren.

Es ist schön, wenn es nicht zu künstlich ist, lieber Wolf.

Ach, ich frage ja mich noch immer, liebt sie mich denn wirklich? und ehe diese Frage nicht beantwortet ist, und Agathens Mund kann sie nicht beantworten, sondern ihr inneres Herz, kann ich nicht reden.

Sie zweifeln an Agathens Liebe?

Hören Sie, mit welchem Entzücken sie von Kloster Zell redet, wenn sie da erst Nonne ist.

Die Mutter lächelte, und reichte ihm die Hand, und Sie sehen nicht, Wolf, wie eben dieser Nonnenschleier das siegreichste Panier der Liebe ist, der zartesten, der magischsten Liebe meiner Agathe? Wenn Sie nun endlich uns verlassen müssen, so hat die Liebende nichts als die Klostereinsamkeit und das Gebet für das Glück des Unendlichgeliebten! das sahen Sie nicht?

Er warf helle leuchtende Blicke auf die Mutter, die ihm den letzten Schleier wegzog von dem Herzen der Geliebten.

Aber auf Ihrem Leben ruht ein Geheimniß, Wolf! Sie scheinen arm und sind reich.

Agathe sollte allein mich lieben, nicht meinen Rang, nicht meinen Reichthum, liebste Mutter. Ich bin reich, ich bin vollkommen unabhängig. Ich heiße von Wolf. Da haben Sie das ganze Geheimniß, und nun, meine Mutter, legen Sie die segnende Hand auf Ihres Sohnes Haupt, und geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter. Ich brachte Ihnen die Todesnachricht Ihres Sohnes. Ich habe Ihnen den Sohn wiedergegeben. Agathe wird meine Frau!

Da schlug die Mutter die Arme um den Sohn, und ihre Zweifel, ihre Sorgen wurden in Seligkeit aufgelöst.

Sie versprach nun dem theuren Menschen Agathen nicht ein Wort von dem Allen zu sagen.

Nicht einen, nicht den allerkleinsten Wink, liebste Mutter! sagte er sorgend.

Agathens Erröthen, lieber Wolf, würde Ihnen auf der Stelle die Schwägerin verrathen.

then. Sein Sie ohne Sorgen, wie ich es bin. Aber lernen Sie Agathens Herz kennen, lieber Wolf, es ist reich an Unschuld, an Treue, an Wahrheit, an Stärke. Ich gebe Ihnen so viel Sie mir geben! Sie gaben mir einen edlen Sohn. Ich gebe Ihnen ein edles, treues, muthiges Weib. Und nun mein Sohn, nun sei Ihr Begleiter, und Engel geleiten Euch!

Aber Wolf sah dennoch noch eine kleine Sorge auf der Stirne der Mutter. Welchen Bürgen seines Versprechens hatte sie? Da zog er aus seiner Briestafche einige Briefe von Rosalie hervor, und gab sie der Mutter. In diesen Briefen lag sein ganzes Geheimniß entdeckt. Rosalie schrieb so viel von seiner hohen, reinen Liebe zu Agathen; von der unendlichen Freude, die sie haben würde, wenn er Agathen, ihre Schwägerin, als seine junge Frau zu ihr führen würde. Alle Zweifel aus der Mutter Herzen verschwanden, und die höchste Ruhe zog in ihre Seele.

Agathe erfuhr nichts.

Die Reise.

Mit jedem Tage stieg Agathens Freude höher. Sie trieb die Reisevorbereitungen mit einem unglaublichen Eifer. Beide Männer sollten jeder einen kleinen Mantelsack tragen mit den nothwendigsten Kleidungsstücken. Woss's Sachen gingen nach Mailand voraus. Die Natur mag es verantworten, daß Agathe ihre und Woss's Kleider immer Paarweise zusammen packte. Sie wußte nicht warum; aber dagegen hielt sie auch den Schlüssel zum Mantelsack an sich; denn Niemand sollte wissen, wie es in dem Mantelsacke aussah, als sie ganz allein.

Die Freude wuchs ihr zuletzt über den Kopf, und über das Herz hinaus, denn sie schlief nicht mehr und wachte nicht mehr. Sie träumte.

Nun kam endlich der Morgen und mit ihm der Abschied von der geliebten Mutter.

Mutter und Tochter gingen allein. Die drei Andern hatten schon die Springstäbe zum Gehen in den Händen.

Agathe blieb lange, und da sie endlich erschien, sagte sie, das weinende Gesicht auf Wolfs Schulter lehnend: ach, ich werde auf der ganzen Reise nicht einen frohen Augenblick haben! O wie konnte ich mich entschließen meine Mutter allein zu lassen! Sie band den Hut ab, und legte ihn unschlüssig auf den Tisch.

Agathe, sagte die Mutter: Du sollst gehen, Du sollst unterwegs froh sein. Denke, wie ich mich freuen werde, wenn ich schon von Füßen aus einen Brief von Dir erhalte, und in Morbegno findest Du von mir einen recht langen Brief.

Sie setzte ihr den Hut wieder auf; aber fort war Agathe, und sie empfahl ihren Nachbarn rechts und links und gegenüber ihre gute Mutter, und sie dachte mit keinem Gedanken an Wolf, der da stand und ungeduldig trieb, bis denn endlich die Mutter befahl.

Da zog die kleine Karavane ab, und Agathe ließ durch jeden Begegnenden ihre Mutter
viel

viel hunderttausendmahl grüßen, und sah mit jedem Schritte einmahl zurück.

Es half auch gar nichts, daß Wolf ihre Hand nahm. Sie fühlte es nicht einmahl.

Nun traten sie hinaus ins Freie. Ihre beiden Gefährten waren nach Stetten vorausgeeilt, in Kloster Zell wollten sie wieder zusammentreffen.

Anfangs ging Agathe stumm neben ihm her, nur an die verlassene Mutter denkend. Dann erzählte sie ihm von ihr, von ihrer Güte, von ihrer Liebe, von ihrer Wohlthätigkeit, und wie jeder Mensch in Oberdorf sie verehrte. So erleichterte sich das betrübte Herz, und Wolf schob leise allerlei Bilder ihrer Reise unter. Sie schlug schon ein Paarmahl die blauen Augen nach ihm auf, lächelte ihm zu, und da sie am kühlen See hingenen, und in weiter Ferne der Thurm von Kloster Zell von seiner Höhe herabglänzte, da vermischte sich der Gedanke an den Tod ihrer Mutter, und ihr Leben im heiligen Kloster, und die unendliche Liebe zu ihm, zu einer schönen Wehmuth, und sie rich-

tete die sehnsuchtsvollen Blicke auf das Kloster, und eine fromme Freude goß ein himmlisches Lächeln auf den schönen Mund, was er noch nicht kannte.

Agathe, sagte er zärtlich: ich möchte wohl wissen, woran Sie denken.

Sie zeigte auf den Klosterthurm in der Ferne, und sagte: wenn nun alles still und todt um mich her ist, alles, so lebe ich da! da! Und von da kann ich bei hellem Wetter den Stettensee recht wohl sehen; dann denke ich in meiner Zelle an den heutigen Tag auch, an meiner Mutter Abschied, und an diesen Gang mit Ihnen. O da werde ich recht glücklich sein, recht glücklich! Und wenn Sie dann, fuhr sie wehmüthig fort: noch einmahl nach dem stillen Oberdorf kämen, noch einmahl, und und Sie sehen mich dann in meinem Schleier, den ich nicht mehr aufschlagen dürfte, und Sie wüßten nicht einmahl meinen Klosternahmen. Ach, Agathe würde ich am liebsten hören.

Sie wurde unendlich gerührt, und auch

er. Die Hand, fuhr sie in sanftem Weinen fort, dürfte ich Ihnen nicht mehr reichen.

Sie ergriff seine beiden Hände mit einer Hefigkeit, als wollte sie vorausnehmen, was ihr dann versagt war. Sie legte seufzend ihr Haupt an seine Brust. Fast hätte er ihr gesagt, wie unendlich er sie liebte.

Er liebte sie unendlich, denn so hatte er sie noch nie gesehen, in dieser stillen, sanften, geduldigen Behmuth. Auch trug ihre Kleidung dazu bei.

Sie war heute zur langen Reise so leicht und dennoch so reizend gekleidet, mit allen seinen Geschenken geschmückt, und die hohen Rosen auf den Wangen von der Bewegung der Seele und des Körpers, das Heilige dieser Behmuth, das begeisterte, fromme Auge.

Er wendete das trunkene Auge auf das geliebte Mädchen, sein Herz schlug hoch in der überfüllten Brust, in einem Schmerze, der des Himmels feinste Wonne war.

So kamen sie im Kloster Zell an. Sie führte ihn feierlich, als wäre sie schon Nonne, den Passionsweg den Berg hinan.

Sie warf einen ernsten Blick auf ihn, da sie mit ihm vor der Klosterpforte stand. Sie ergriff noch einmahl mit Festigkeit seine Hand, und drückte sie fest, sehr fest, lange in ihren beiden, ehe sie die Schelle zog.

Sie führte ihn mit Erlaubniß der Aebtissin, auf die Zelle, die sie sich ausgesucht hatte. Sie öffnete das Fenster, und zeigte ihm stumm den Stettensee, und stand dann, die Hände über der Brust gefalten, vor dem kleinen Kreuzifix, und sagte dann mit einem geduldigen Lächeln: ist's hier nicht schön? O sehen Sie, warum ich mich so auf den Tag freue, da ich hier Profeß thue. Nun sind Sie hier gewesen, lieber Herr Wolf. Vor dem Fenster werde ich immer stehen. O setzen Sie sich auch einmahl auf diesen Stuhl, auf dem ich sitzen werde. Sehen Sie, und nun werde ich wohl hier recht glücklich sein. O gewiß!

Sie versprach der Aebtissin noch einmahl, gleich bei dem Tode ihrer Mutter in das Kloster zu kommen.

Alles, alles das war Liebe, die reinste,

treueste Liebe, und dennoch schlug Wolfs Herz in großer Angst, in der Ahnung, das Schicksal könnte das Versprechen erfüllen. Er dankte dem Himmel; da sie das Kloster hinter sich hatten.

Agathe mahlte die schönen Bilder in den ersten zwei Stunden noch aus; dann aber zogen die neuen Gegenstände sie nach und nach an, und da sie am andern Morgen bei Füßen über den Lech gingen, und ins höhere Gebirg emporstiegen, sagte sie im vertraulichen einsamen Gespräch mit ihm, daß sie recht langsam gehen wollten, damit die Reise recht lange dauern möchte; da er ihr versprach, in Morbegno wenigstens noch acht Tage zu bleiben, und gewiß im September in Oberdorf zurück zu sein; so war sie wieder das fröhliche heitere Wesen.

Im höheren Gebirge begegnete ihnen ein dreizehnjähriger Bube mit einem Greise.

Der Greis trat ehrerbietig aus dem Wege, mit dem Gruße: gelobt sei Jesus Christus!

Ihr seid kein Deutscher, Vater, höre ich, sagte Wolf, und gab ihm eine kleine Gabe.

Ein ehrlicher Deutscher, antwortete der Alte; aber ich wohne schon fünfundfünfzig Jahre in Sondrio an der Adda, und da wird mir die Sprache ein wenig schwer.

Woher kommt Ihr denn?

Von Partenkirch, wenn Sie da bekannt sind. Da bin ich geboren. Gott nahm mir im Alter das Gesicht; da that ich das Gelübde, wenn mir Gott zu meinem Gesichte verhelfen wollte, so wollte ich noch einmahl nach Partenkirch wallfahren, zu Sankt Martins Altar, wo ich getauft bin.

Da kam ein deutscher Arzt durch Sondrio; ich saß in der Sonne am Wege. Er sah mein Auge an, und — Gott segne ihn! — er gab mir das Gesicht mit Sankt Martins Hilfe wieder. Da wollte ich fort. Sie meinten aber ich wäre zu alt, und Gott und Sankt Martin würden mir wohl vergeben. Das wußte ich wohl; aber ich hatte keine Ruhe. Ich wollte die Thürme meiner Vaterstadt wiederschen, und

einmahl vor meinem Tode wieder deutsch beten hören. Gott Lob! ich hab' es vollbracht. Das ist meiner Tochter Sohn. Er versteht nur Welsch.

Der Alte gefellte sich zu ihnen. Es war Agathe lieb, denn sie hatte nun einen Vorwand, kürzere Tagereisen zu machen.

Der Knabe fragte seinen Vater, und Agathe mischte sich in das Gespräch. Wolf erstaunte, da er sie so geläufig Italiänisch reden hörte.

Und das haben Sie mir nicht gesagt, Agathe? fragte er eifrig.

Sie sah ihn bestürzt an: gewiß, ich habe nicht daran gedacht. Ich sage Ihnen ja Alles.

Und nun kam es heraus, daß sie mit ihrer Mutter, ehe sie nach Oberdorf gezogen, einige Jahre in Trient gelebt hatte.

Sie redete freundlich mit dem Knaben. Sie blieben zwei Tagereisen zusammen; dann drang ihr Begleiter auf eine schnellere Reise.

Ach! wer nun viel hätte! sagte sie leise zu Wolf, da der Alte Abschied nahm, und

zählte von ihrem Gelde ab. Wolf gab ihr, sie nickte ihm freundlich zu, gab es dem Alten, mit dem Befehl für den Herrn zu beten. Sie gab für sich dem Knaben, und sagte dem Alten, der in Thränen ausbrach, ach Vater, ich bin euch Dank schuldig. Sie meinte die langsame Reise.

Endlich lagen die höheren Alpen vor ihnen, und sie stiegen immer höher an den wilden Ufern des Inns hinauf.

Bei Fuß, wo das Gebirge sich immer mehr und furchtbar hoch in abgerissenen Felswänden an den Fluß drängt, setzten sie sich auf die Höhe, und schauten hinab in das Thal, in dem hier und da eine einsame Hütte stand.

Agathe hatte ihren Hut auf dem Schooße liegen, und redete von der Schönheit so einsam zu wohnen. Wolf hatte seinen Mantelsack aufgenommen und umgehängt; denn eben wollten sie gehen. Da faßte ein Windstoß Agathens Hut, und warf ihn auf den Abhang des Felsens.

O meine schönen Blumen auf dem Hute,

rief sie. Wolf wollte den Hut mit seinem Springstabe fassen! der Abhang war zu steil.

Er kam ins Laufen. Agathe schrie schrecklich auf. Rasch wie ein Blitz war Wolf verschwunden.

Sie sah ihn mit ausgebreiteten Armen noch am äußersten Abhange; aber sie sah nichts. Sie setzte den Stab ein in eine Schlucht, und stieg laut schreiend hinab, von Fels zu Fels, hielt sich hier am Gesträuch, zerriß dort die Arme und Hände an den scharfen Felsstücken, zerriß die Kleider in den Dornen, und immer lauter seinen Namen rufend, stieg sie hinab in die schwindelnde Tiefe, wie eine Gemse von Fels zu Fels, sprang mit ihrem Stabe über die Rinnen tiefer Gießbäche; stürzte nieder vor Ermattung; raffte sich wieder empor, bis in der Tiefe Stimmen sie bedeuteten, sich links zu halten.

Sie antwortete nur: lebt er? und so rollte sie zuletzt, erschöpft von Arbeit und Angst, den tiefen Abhang hinunter, zwischen einen Haufen Landleute, die Gras schnitten.

Lebt er? rief sie; o redet, lebt er?

Die Menschen waren erstarrt vor Schrecken und Verwunderung; denn noch nie war ein Mensch hier herabgestiegen.

Wo ist er? rief sie; lebt er? o redet um Gotteswillen!

Die Menschen wußten von nichts. Sie war an einer andern Seite der vorspringenden Felswand herabgekommen. Sie mußte erzählen.

Mitten in ihrer Erzählung stürzte ein Knabe herbei und rief: eben ist ein Mensch dort von der hohen Wand herabgestürzt. Sie bringen ihn, er ist todt.

Agathe saß noch immer am Boden, und eben brachten sie Wolken daher getragen. Sie sprang auf; aber da war alle ihre Stärke erschöpft. Sie sank ohnmächtig nieder. Man trug Wolken in die nächste Hütte, und mitleidig führten die Landleute die zitternde, todtenbleiche Agathe nach.

In der Thüre der Hütte tönte ihr schon die frohe Nachricht entgegen: daß der Herabgestürzte lebte, daß er eben die Augen aufge-

schlagen, und etwas gesagt hätte, was man nicht verstanden.

Agathe drang in die Hütte, und fand ihn aufgerichtet auf einem Bette sitzen.

Wolf! rief sie, er erkannte sie an der Stimme. Er hätte sie sonst nicht erkannt. Denn sie war ganz mit Blut bedeckt.

Agathe! Agathe! rief er ihr entgegen, und hielt ihr die rechte Hand hin. Der linke Arm war gebrochen. Wie kommen Sie so schnell hieher?

Ihnen nach! stöhnte sie mit den funkelnden Augen ihn betrachtend.

Wir nach? um Gotteswillen!

Zehn Stimmen fingen an zu erzählen, wie der Herr da herab von der hohen Mauer gestürzt, wie der Mantelsack ihm wahrscheinlich das Leben gerettet, weil der, an den Felsspitzen hängend, die Hefigkeit seines Falles aufgehalten hätte.

Agathe saß neben Wolf, und horchte und drückte seine Hand, und benezte sie mit heißen Thränen; und er horchte auf die zweite

Erzählung, wie die fremde Dirne, wie eine Gemse von Fels zu Fels geflogen, gestürzt, laut schreiend; wie sie geglaubt, jezt würde sie eben versinken, und jezt, und wie sie wieder emporgekommen, gewiß von Gottes Engeln auf ihren Flügeln getragen.

O ja, auf den Flügeln von Gottes Barmherzigkeit getragen! rief Wolf, und wollte die Hände falten, und konnte es nicht, und er küßte ihre blutenden Hände und rief; o Agathe! o großmüthige Agathe!

Und die lächelnden Blicke, die sie mit einander wechselten, waren Engelsblicke, und die Freude schwoll hoch in den Herzen, und die Liebe wurde ewig, unvergänglich.

Aber endlich mußte er ihr doch den großen Schmerz geben.

Es ist gar nichts, Agathe! gar nichts. Ich habe bei dem Falle den Arm gebrochen. Ein Wundarzt, wenn einer in der Nähe ist, wird dem abhelfen.

Da bedeckte die Todtenblässe Agathens Ge-

sicht; da fror die Thräne im Auge, und das Lächeln wurde Schmerz.

Ein Wundarzt aus Fuß wurde geholt. Dann kamen auch mit dem Wundarzt ihre beiden Begleiter.

An Wolfs Weiterkommen war nicht zu denken.

Er bat Agathen mit einem muthigen Lächeln, ihn unter der Pflege der guten Leute zu lassen. Ich komme, so bald ich kann, nach Morbegno nach.

Sie sah ihn starr und mit Entsetzen an, schüttelte langsam und schweigend den Kopf, und sagte leise: ich wollte es ja gern; ich sehe es ja ein; aber ich kann ja nicht.

Liebe Agathe, wenn Sie thun wollen, was ich wünsche, so lassen Sie mich hier, und reisen Sie.

Sie sprang heftig auf, und griff nach dem Mantelsack ihre Sachen zu suchen. Sie wendete sich mit der Geberde der Verweissung wieder zu ihm, rang die Hände, und sagte noch leiser: ich kann ja nicht.

Sie hören Agathe, in vierzehn Tagen bin ich gesund. Ich komme dann und bleibe vierzehn Tage in Morbegno.

Sie warf sich an sein Bette auf die Knie, und sagte mit Zähnstößen: ich kann ja nicht.

Nun so muß ich mit Ihnen gehen, liebe Agathe! sagte er gerührt von dieser Liebe. Ich trage den Arm im Bande. Wir gehen langsam. Agathe sah den Wundarzt mit wechselnder Glut und Blässe auf den Wangen an.

Das kann gefährlich werden, sagte der Wundarzt, und Agathe öffnete unter Schauder und Schluchzen den Mantelsack, und nahm ihre Sachen.

Sie sagte nun nichts mehr; sie sah nur mit einer unendlichen hilfesuchenden Angst Alle der Reihe nach an, und schüttelte verstohlen das blasse Gesicht, als sagte sie noch immer: ich kann ja nicht!

Dann bat sie mit rührenden Worten die Besitzerin des Hauses, für den Kranken zu sorgen; und dann ging sie einen Schritt und stand, und wieder einen Schritt, und stand wieder an

seinem Bett, bedeckte die Augen mit der Hand und sagte leise: Sie wissen nicht, was Sie thun, Herr Wolf. Ich weiß, daß ich nicht kann.

Agathe, sagte er, sie recht froh ansehend: meine Freunde müssen Muth haben, und Sie, die ich mehr als alle im Herzen trage, Sie müssen Muth haben! In vierzehn Tagen bin ich in Morbegno.

Er trieb sie endlich fort.

Am Tage darauf hörte er unter seinen Wirthsleuten ein Zischeln, ein unruhiges Hin- und Herreden.

Ei was, rief der Wirth: der Herr muß es wissen. Nämlich, Herr, die schöne Dirne ist diesen Morgen früh wieder hieher gekommen. Sie hat sich in die nächste Hütte gemacht, und hat flehentlich gebeten, Ihnen nichts zu sagen. Denn sie wollte nur in ihrer Nähe bleiben. Auch hat sie die Weiber alle beredet; aber ich denke, Sie Herr, müssen es wissen.

Da schlug ihm das Herz voll unendlicher Lust, und Freudenthränen, kostbarer, als je

ein Menschenauge sie vergossen, stürzten aus seinen Augen.

Er bat den Wirth, ihr zu sagen, er würde gern sehen, wenn sie zu ihm käme.

Da kam sie, so demüthig, so furchtsam, so erröthet, so zitternd. Sie blieb auf der Schwelle stehen, und die Brust hob sich von einem langen Seuffzer.

O meine gute Agathe, rief er, ihr die Hand entgegenstreckend: es war ja grausam von mir, obgleich ich es gut meinte. Nun denn, vergeben Sie mir, Agathe. Unter Ihrer Pflege werde ich noch einmahl so schnell gesund werden.

Da schlug sie die Augen auf, hell und freudig, und näherte sich ihm, und da sie sein Auge gesehen, da sagte sie im freundlichen Zorn: ja, es war grausam! und es ist mir lieb, daß Sie endlich einmahl einsehen, wie eigensinnig Sie sind; wie alles nach Ihrem Kopfe gehen soll, was doch ganz unmöglich ist.

Und nun erzählte sie ihm, wie sie umgekehrt sei.

Mit

Mit jedem Schritte vorwärts hatte sie immer mehr gefühlt, daß sie dennoch umkehren müsse und werde, und so hatte sie überlegt, daß sie, ohne daß er ein Wort erführe, im Thale leben könnte, um im Fall der Noth da zu sein. Da sie das mit sich abgemacht hatte, küßt sie auf einmahl die junge Frau, wünscht dem Manne eine glückliche Reise nach Morbegno, und erklärt ihnen, daß sie zurückgienge, und wie ein Hirsch verschwindet sie im Gebirge.

O, setzte sie hinzu: was würde meine Mutter sagen, was ganz Oberdorf, wenn man erfahren hätte, ich hätte Sie verlassen?

Nun saß sie an seinem Krankenbette mit ihm ganz allein, denn die Landleute waren im Thal beschäftigt, und wie thätig sie war für alles! Sie bereitete das Essen und trug es ins Thal zu den Arbeitern; sie beschäftigte die Kinder im Hause, kleidete sie, war wie die Tochter des Hauses, und die Landleute wußten fast nicht, was sie aus ihr machen sollten, so gieng ihr alles von der Hand; und dennoch hatte sie für den geliebten Kranken alle ihre Zeit,

II. Band.

D

ihre ganze Seele. Sie war es, die ihm den Arm verband. Sie machte ihm die Binden, und legte sie ihm an, daß der Schmerz viel kleiner wurde.

Und nun die Freude, da sie ihren Kranken zum ersten Male ins Freie führte, mitten unter die Pandleute, die ihr zusauchzten wie einem höheren Wesen.

Von hier schrieb sie an ihre Mutter; aber er durfte ihre Briefe nicht lesen, so sehr er drum bat.

Sie schrieb zuletzt in dem kleinen Kämmerchen die Nacht durch, wenn er schlief, damit er sie nicht mehr quälen sollte; denn sie hatte ihrer Mutter viel Geheimnes zu schreiben, was er gar nicht wissen sollte.

Ach, liebe Mutter, er ist nun wieder hergestellt, und übermorgen reisen wir ab. Wir haben von Morbegno, wir haben von Ihnen Briefe. Wie viel tausend kummervolle Herzen mag es wohl mehr gegeben haben, ehe man schreiben konnte.

Denken Sie, Mitternachten, wenn er nun einmahl ganz von uns geschieden ist, und wir könnten nicht schreiben, und ich fragte nun jeden Morgen mit bangem Herzen: o lebt er noch? denkt er noch an uns? und jeden Abend: er ruht schon in der Erde! o wo ist sein Grab, daß ich dahin pilgern könnte, wie der Alte aus Sondrio nach Sankt Martins Altar? Und keine mitleidige Stimme hätte auf alle die Fragen geantwortet. Jede Trennung wäre wie das Grab gewesen. Das Leben war taub und stumm; die Liebe des Lebens Pein. Aber, Mutter, da kommt ein Brief, wie ein Engel, wie ein Bote Gottes auf weißen Flügeln, und redet wie ein Engel leise Worte voll Liebe, und sagt: er lebt, an den Du denkst, deiner Jugend Freund, den Du nimmer vergessen kannst!

O ich denke, liebe Mutter, und ich glaube, ich habe die Wahrheit errathen, ein mitleidiger Engel lehrte zuerst ein lang verlassenes Herz schreiben, und trug den ersten Brief, und brachte die erste Antwort, und gab der Trennung

nung eine Zunge und ein Ohr, und dem Leben das Glück.

Ach, liebe Mutter, das dachte ich, da ich, den ersten Brief von Ihnen erhielt. Ich küßte das Papier, auf dem ihre Hand geruht hat. Ich legte ihn auf mein Herz.

Ach, wir Mädchen sind viel reicher, als die Männer. Wir verwahren unsere Briefe im Busen, die Männer in ihren Taschenbüchern. Aber sie wissen auch nicht, was Liebe ist. Nein, nein!

Ich werde nie einen Brief anders schreiben als zu Nacht. Nicht wahr, ein Brief gehört auch, wie der Schmerz und das Entzücken, und das Gebet in die Einsamkeit, wo alles stumm ist, außer das Herz, und die leise, vertraulich flüsternde Feder?

Er wollte Ihre, er wollte meine Briefe immer lesen. Das konnte ich nicht zugeben. Da schrieb ich denn, wie er schlief, vor dem einsamen Lämpchen, und seinen Athemzügen, und dem fernen Rauschen des Inns.

Da denke ich recht nach, und man kommt

auf seltsame und schöne Gedanken; und es ist, als wäre eine stillere, eine schönere Welt mit den Sternen aufgegangen, die das unruhige Herz still macht, und alle geheimen Wünsche befriedigt.

Da er nun so sehr darauf drang, meine Briefe zu sehen, so versprach ich ihm einen zu zeigen. Denn er muß immer seinen Willen haben, wie auch damals, der harte Mensch! da er mich von sich gehen ließ. Ich mußte gehen, aber ich konnte es ja nicht.

Sehen Sie, nun fiel mir ein, ich wollte ihm selbst einen Brief schreiben. Ich schrieb in stiller Mitternacht, und obwohl ich erst lachte, ihm einen Brief zu schreiben, ihm, der zwei Schritte von mir lag, so mußte ich doch weinen, so gepreßt wurde mein Herz, je weiter ich schrieb. Und ich dachte an alle Stunden, die ich mit ihm gelebt hatte, und an seinen letzten Abschied, und an meine einsame Zelle.

Ach, Mutter, Mutter, dieser Schmerz, möchte ich sagen, ist doch das Schönste auf der Welt, obwohl man daran sterben könnte.

Aber ich siegelte den Brief, gab ihm einem Kinde aus dem Hause, ihm den Brief zu bringen, als hätte ihn der Bote aus Fuß gebracht.

Ich sah durch eine Spalte meiner Thüre, wie er den Brief nahm, die Aufschrift zweifelhaft ansah, dann ihn erbrach und las.

O Mutter, er lächelte erst, dann legte er den Brief auf das Bett, sich erst die Augen zu trocknen mit der einen lieben Hand, die er mir hatte. Dann küßte er ihn, dann drückte er ihn an sein Herz. Aber das Ende war, er legte ihn in seine Schreibetafel.

Aber ich vergab's ihm doch, und flog zu ihm, und vermischte meine Thränen mit seinen. Und da bat ich ihn so lange, bis er mir versprach: er wollte mir alle Jahre zweimahl schreiben, wäre ich erst in Kloster Zell, durch Frau Josephe, die mir die Briefe besorgen sollte.

Er lächelte und weinte auf einmahl. Ich habe ihn nie so gerührt gesehen.

Er versprach mir's zwar, aber auf eine so räthselhafte Art, daß ich noch einmahl die Rede drauf bringen muß.

Ach, Mutter, da ist die Morgenröthe. Leben Sie wohl. Ich hätte Ihnen erzählen sollen von der stillen Welt der Landleute hier in diesem Thal; wie alles so fromm ist, wie sie alle mich lieben, wie ich Gras schneiden gelernt habe, so daß ich der Hausmutter recht oft das Geschäft abgenommen. Ach, die Leute wissen wohl, sie können mich nicht besser lieben, als wenn sie meinen Kranken recht loben, und das thun sie, und wenn's auch nicht ganz wahr ist, es geht doch sanft in mein Herz, in meine ganze Seele.

Wir sind hier in Morbegno; aber Frau Josephe ist mit ihrem Manne über alle Berge. Ihr Advokat wohnt, Gott weiß wo, und die Erbschaft hängt gar nicht von Morbegno ab; sondern — kurz, sie waren fort, und ich, liebe Mutter, war so vergnügt wie eine Braut; denn nun konnte er mich doch nicht allein in Morbegno lassen. Er mochte wollen oder nicht, er mußte bei mir bleiben. Ich kehrte mich auch an sein verlegenes Gesicht ganz und gar nicht;

sondern ich sprang wie ein Reh, und da er es zu arg machte, sagte ich lachend: lieber Herr Wolf, nun müssen Sie mir auch einmahl nachspringen, wie ich Ihnen von der hohen Felswand in den Abgrund von Fuß.

Erinnere ich ihn daran, liebe Mutter, so ist er sonst sogleich freundlich; aber hier blieb er finster.

Was er eigentlich hatte, weiß ich bis diese Stunde nicht; denn er versicherte mir mit einer recht aufrichtigen Freude, daß seine Reise mit mir, zu den schönsten Freuden seines Lebens gehöre. Nun was hatte er denn? Ich weiß es nicht.

Wenn Sie fort müssen, sagte ich endlich: so gehe ich mit Ihnen bis ans Ende der Welt. Sein Gesicht leuchtete wie verklärt, er faßte meine Hände, er zog mich an seine Brust. Aber Sie glauben nicht, Mutter, wie wankelmüthig ein Mann ist; Schnee und Frost, und dann wieder Frühling. Bald ist's, als hätte er keinen Menschen lieber um sich, als mich, und dann ist's wieder das Gegentheil.

In Sondrio besuchte ich den alten Blinden, der nach dem Sankt Martins Altar gepilgert war. Es hatte mich so tief gerührt, daß der Alte noch einmahl die Thürme seiner Vaterstadt, wo seine Jugend verfloßen war, hatte sehen wollen.

O Mutter, könnte ich doch auch, wenn ich im Kloster Zell bin, einmahl noch nach Oberdorf wallfahren, an die Stelle, wo ich Abschied von ihm nahm, wie er in sein Vaterland reisete; dann kehrte ich froh zurück, wie der Greis, vor dem ich mit Thränen in seiner kleinen Hütte stand, die seine Kinder faßte, seine Enkel, aber doch nicht ein Andenken an seine Jugendfreunden.

Er redete von Partenkirch mit Entzücken.

O glaubt mir, Vater, sagte ich weinend, jeder Mensch hat seinen Sankt Martins Altar auf der Erde. Der Alte nickte freundlich.

Nachher auf dem Wege fragte Wolf mich: Wo steht denn Ihr Martins Altar, liebe Agathe?

Auf der Höhe, wo ich von Ihnen Ab-

schied nahm, unter der hohen Eiche. Ach, lieber Herr Wolf, setzte ich hinzu: so eine schöne Stelle auf der Erde, macht allemahl eine Stelle im Herzen wund, und die blutet das ganze Leben durch.

Sehen Sie, Mutter, da küßte er zum zweiten Male meine Hand, und rief mit Entzücken: o theure Agathe, an diesen Altar werde ich mein ganzes Leben wallfahrten, und alle Gnaden, die das Leben zu spenden hat, will ich dann dort unter der Eiche suchen, und alle wunden Stellen meiner Brust sollen dort heilen!

Das sagte er, Mutter! Meine Seele schwebte im Himmel. Dann gieng er gedankenvoll neben mir her, und dann, da mein Herz noch hoch in Entzücken und Schmerz schlug, wie der Stettensee, wenn der Föhn stürmt, da sprach er wieder so kalt! Die Männer wissen nicht, was ein Herz ist.

Nun saßen wir denn in Morbegno, und er überlegte, was werden sollte.

Was wird Ihre Mutter sagen, Agathe, wenn wir noch eine Meile weiter gienge?

Da zog ich Ihren letzten Brief hervor, und zeigte ihm die Stelle, wo Sie schrieben: Sei Du ruhig, liebe Agathe, über alles, was Dich ängstigen könnte. Ein edler Mann ist Dein Begleiter, und Du hast nur Deinem Herzen und einer ganz unbesorgten Mutter Rechenschaft abzulegen.

Er schien zu verstehen, was Sie meinten; denn worüber könnte ich mich ängstigen? Er sagte fröhlich: wir reisen weiter, Agathe!

Das war's, was ich gewünscht hatte, Mütterchen. Und nun kam etwas, das mehr war, als alle meine Wünsche.

Damit wir, hob er ganz ernsthaft und sogar kalt an, der lästigen Fragen überhoben sind, wer wir sind, welcher Zufall uns zusammengeführt, so müssen Sie es sich gefallen lassen, mich Bruder zu nennen.

Ich hätte fast ein lautes Freudengeschrei ausgestoßen, wie er das sagte. Ich reichte ihm meine Hand, die vor Freuden zitterte.

O ich kann Ihnen nicht sagen, wie ängstlich mein Herz nach dem Augenblick zitterte, da

er mich zum ersten Male Schwester nennen würde. Und doch, sagen Sie Mutter, wie wunderbar ist das menschliche Herz! — erröthete ich jedesmahl, wenn ich das Wort Bruder sagen wollte, und ich wollte es gern, so gern; aber es war mir gerade so, als da wir auf dem Bernina standen, wo wir über die Alpen giengen. Der warme Himmel Italiens empfing mich. An dem Abhange blühte der Wein; die Feigenbäume, die Mandelbäume winkten mir entgegen, und dennoch sah ich schauernd von der unermesslichen Höhe in das Paradies.

So gieng es mir hier auch. Ich zitterte, den theuern Namen Bruder auszusprechen. Ich zitterte, den Namen Schwester von seinen Lippen zu hören, und doch heftete ich meine Augen auf seinen Mund, als ob ein schöneres Lächeln den Namen begleiten müßte.

„Auf Dein Wohl, liebe Schwester!“ sagte er endlich, sein Glas zum Munde führend.

Ich wollte antworten, aber ich schluchzte nur, und Thränen fielen in meinen Wein.

Nachher aber nannte ich ihn erst leise Bruder; aber das Du wollte durchaus nicht von meinen Lippen, und will's noch immer nicht. Ich helfe mir, so gut ich kann, und rede Italienisch.

Er lächelt: aber er wird mir bald befehlen, Du zu sagen.

Ach, wenn er nur wüßte, mit welchem schönern Nahmen ihn meine Seele nennt!

Morgen reisen wir von hier ab nach Venedig.

Unsre Reise wird wohl noch gute sechs Wochen dauern.

Glauben Sie wohl, Mütterchen, ich schäme mich fast, es zu sagen — daß ich ihm ordentlich aus dem Wege gehe, des Du willen.

Ich bin nie so gewesen! und doch bin ich so vergnügt; so im stillen Herzen, so selts! Leben Sie wohl! An den Landstraßen hier stehen hohe Kreuze. An einem solchen Orte ist allemahl Jemand ermordet. Das ist eine neue Angst, die ich für ihn habe; aber er lächelt. O wie kann er lächeln? die Kreuze stehen ja da,

und Jedermann den ich frage, sagt: es ist so!
O leben Sie wohl!

Ach, Mütterchen, ich habe Ihnen viel,
sehr viel zu erzählen, und ich weiß nicht, was
Sie dazu sagen werden; weiß ich es doch
selbst nicht. Ich bin in meinem Leben nicht in
einer so wunderbaren Lage gewesen, als jetzt,
hier in Mailand. Und sehen Sie, wie das
kam.

Ach, er hatte wohl Recht, nämlich Herr
Wolff, daß er in Verlegenheit gerieth in Mor-
begno. Er sah wohl voraus, was geschehen
könnte, und es geschah auch.

In Morbegno schon, ach! das hatte ich
Ihnen nicht geschrieben; es war eine Kleinig-
keit, aber sie hätte Sie unruhig machen können.
Also in Morbegno schon mußte ich mir Klei-
der machen lassen, wie die Mädchen sie in
Italien tragen. Denn Deine Kleidung, liebe
Schwester, sagte er: fällt auf. Du ziehst
Aller Blicke auf Dich!

Und das war wahr, liebe Mutter. Den-

ken Sie also nichts Urges. Gieng ich mit ihm durch eine Gasse, so blieb Alt und Jung stehen, mich zu betrachten.

Da war's nun besser, ich war gekleidet wie alle.

Nun fuhren wir mit einem Betturino bis an den Comersee.

O Mutter, welch ein schönes Wasser.

Wir fuhren in einer bedeckten Gondel den ganzen See hinab.

Ich saß eng, eng neben ihm, und da der Mond aufging, und den See erleuchtete, und die stille Nacht über uns hieng, und wir an dem blühenden, duftenden Ufer wegfuhren, so leise, als schwebte ich mit ihm in den Wolken, und aus der Ferne her, als hätten wir die Erde verlassen, ein einzelner Gesang ertönte, den eine Guitarre begleitete; da zerfloß mein ganzes Herz in einer weichen Freude, in einer süßen Wehmuth, in einer Sehnsucht nach der stillen Zelle im Kloster, und mitten in dieser Empfindung, die gewiß zu süß war für dieses

Leben, kispelte er mir leise ins Ohr: o Du gute Agathe! o Du gute Schwester!

Da, ach da, meine geliebte Mutter, da legte ich meine Hand in seine und sagte: O Du mein guter Bruder, o verlaß mich niemahls!

Und nun waren wir wieder so still wie die Nacht, und ich wiederholte in meinem Herzen noch immer die Worte: o Du! Du! mein Bruder! Bis ich an seiner Brust eingeschlummert sein mochte.

Mir schien es ein einziger Augenblick, ein einziger. Denn da ich erwachte, schien es mir Zauberei, da ich die Sonne über den See blihen sah, die weißen Segel dahin flogen, überall aus den Gebüsch und von den Barken Musik ertönte, die Zypressen aus den Myrthen hoch emporstanden, die schönen Landhäuser mit ihren Kreisen von Orangenbäumen die Ufer bekrönten.

So schön bin ich noch nie erwacht! sagte ich, ihm die Hand reichend.

O Du wirst einmahl noch schöner erwachen, meine liebe Schwester! sagte er.

Was

Was mochte er meinen? aus dem Grabe
etwas?

Du mein guter Bruder! sagte ich. Und
so kamen wir nach Mailand.

Er verlangte von mir, ich sollte auf alles
Nacht haben, auf die Kirchen, auf die Palläste, auf
die Musik, auf das Schauspiel. Ach, ich konnte
nichts, nichts sehen, als seine Freundlichkeit;
die sanfte Freundlichkeit, mit der er mich seit
unserer Fahrt auf dem See behandelt hat. Ist
es deshalb, weil ich ihn zum ersten Mahle Du
genannt?

Ach, Mütterchen, mein Herz war gar
zu voll. Ich sehnte mich in eine einsame Zelle.
Ich bat ihn, mich einige Stunden allein zu
lassen, ich wollte an Sie schreiben. Nein, das
wollte ich nicht. Ich wollte nur allein sein.
Ich wollte nur noch einmahl überdenken, wie
ich so glücklich bin, und doch so still. Ich
wollte nur meinen Thränen freien Lauf lassen;
denn weine ich, Mutter, so fragt er sogleich
so eifrig, warum ich weine, und ich weiß ja
in der Welt keine Antwort. Ich weine, wie

II. Band.

E

ich sonst lachte, weil ich so glücklich bin. Und wenn ich weine, kann ich ihn wohl Du nennen; aber sonst doch nicht. Ich schlage jedesmal das Kuge nieder, wenn ich Du sagen muß.

Da ließ er mich allein, und statt mein Herz zu erleichtern, bereuete ich, daß ich ihn gebeten hatte, mich zu verlassen.

Auf einmal stürzte er mit einem verstörten Gesicht auf mein Zimmer; denn ich habe immer mein eignes Zimmer, und rief: o liebste Agathe! ich bin in einer Verlegenheit ohne Gleichen. Ich fand hier Bekannte, die wissen, daß ich keine Schwester habe. Sie wissen, daß ich mit einem Frauenzimmer hier angekommen bin.

Ich lächelte, Mütterchen, weil wir in unserm lieben Oberdorf jedem vertrauen.

Nun, wir können ja erzählen, sagte ich: nie alles gekommen.

Das können wir nicht, Agathe! das um keinen Preis. Du mußt Dich entschließen, er faßte bittend meine Hand: ein Paar Tage lang meine Frau zu heißen.

Ich erschrak recht sehr.

Liebste Agathe, es ist kein anderes Mittel nicht für Dich! nicht für mich! Ich bin es Deiner Mutter schuldig, Deiner arglosen Unschuld! meiner eigenen Ehre, die nur auf Deiner ruht. O ich bitte Dich, liebe Agathe, sage gern ja! Ich habe Dich schon so angekündigt.

Mütterchen, was konnte ich sagen? Auf einmahl sah ich, was mir Frau Josephe sagte, da ich zu ihm ins Thal von Zuz umkehrte, war wahr. Was werden die Menschen von Ihnen denken, Agathe, wenn eine junge Dirne bei einem jungen Burschen bleibt? Ich lachte. Jetzt aber lachte ich nicht.

Ich sah ihn nur betrübt an, und sagte langsam: ja!

Sage gern ja, liebe Agathe! denn Deine lilienweiße Unschuld soll nie ein Bild der Verläumdung beschmutzen. Sage gern ja! o meine Agathe, sage gern ja! Du bist ja mein, ewig mein! Ich bin ja Dein! Sagtest du nicht auf der Gondel im Romssee zu mir: o verlaß mich niemahls! Agathe! meine Agathe! da schwor ich's zu den ewigen Sternen hinauf,

und noch höher zu Gott! nie wollte ich Dich verlassen!

O Mutter! das sagte er, und zitternd warf ich mich an seine Brust, und hätte er mir geboten, mich wieder in die schwindelnde Tiefe zu stürzen: ich hätte mich hineingestürzt.

Ich rief: welchen Namen ich tragen soll, lieber Herr Wolf, ich will ihn mit Freuden tragen.

O Mutter, er hat geschworen, mich niemahls zu verlassen. Was soll das heißen? Ich sitze und sinne darüber, und sinne nichts heraus.

Doch ich muß Ihnen weiter erzählen.

Er fuhr nun fort: ich habe Ursach, meine liebe Agathe, mich hier Herr von Wolf zu nennen. Meine Landsleute werden Sie gnädige Frau heißen. Ich bitte Sie, liebe Agathe, nehmen Sie mir zu Liebe, allen ihren Muth zusammen, und nehmen Sie den Namen meiner Frau und meinen Rang an.

O Mutter, da kam ein junges Mädchen, so gut gekleidet als ich, um mir aufzuwarten.

Ihre arme Agathe wußte nicht, was sie befehlen sollte. Dann kam ein Haufen prächtiger Kleider für mich; ach, und die arme Agathe saß unter den Händen ihrer Kammerlira und wußte nicht, wo sie vor Erröthen die Augen hinschlagen sollte, wenn der Titel: Eccellenza! Illustrissima! mir ins Ohr fielen.

Endlich war denn die arme Agathe aus Oberdorf gekleidet wie eine Eccellenza, und ich gieng zu — meinem — Freunde ins Zimmer.

Ich mußte mein Gesicht an seine Brust legen, so erröthete ich vor Scham.

O, sagte ich betrübt, lassen Sie mich ja bald diese Kleider wieder ablegen; denn fast kenne ich Sie nicht mehr, lieber Herr Welf.

Ich kannte ihn ja wirklich fast nicht; denn er war viel, viel anders gekleidet, als sonst.

Hast Du von Deiner Mutter, liebe Agathe, den Namen Graf Korb gehört?

Ich sagte, daß ich alles wußte.

Nun denn, das ist der Erste, den ich

erwarte, Agathe. Vergiß nicht, mich Du zu nennen, und daß Du meine Frau bist.

Er umfaßte mich so freundlich, so vertraulich! und da ich ihm ängstlich in die Augen sah, und sagte: O wie mein Herz schlägt! legte er die Hand auf mein Herz, und sagte: hat denn Agathe, die mir nach in den Abgrund des Todes stürzte, nicht den Muth, ein Paar Tage mir mit Vertrauen ins Auge zu sehen, mich Du zu nennen, und wenn sie von mir spricht, mein Mann zu sagen? Ein Paar Tage, und dann gehn wir wieder nach dem stillen Oberdorf, und lächeln des kleinen Schauspiels. Agathe! sieh mich an! liebe, geliebte Frau! schlag Deinen Arm um meinen Hals, liebes Weib, und sag' mit freundlicher Stimme: Du, mein geliebter Mann! Geschwind!

Mutter, wer konnte den Worten widerstehen? wer dem Tone? Ich legte meinen Arm um seinen Hals, und sagte — o Mutter, wenn er mich von diesem Augenblicke an je verließ; nein, das kann er nicht! — ich sagte mit dunkeln Erröthen, mit einem Feuerstrom

auf den Wangen, der mein Herz mit einer unendlichen Liebe, mit einer Empfindung, die keinen Rahmen hat, erfüllte. Meine Seele floß in seine? ich fühlte, ich war auf ewig sein! — Ich sagte: Du mein geliebter Mann! und da schlug ich den andern Arm um seinen Hals, und legte mich fest an sein Herz.

O Mutter, wie war mir dann? Ich schluchzte laut an seiner Brust.

Und er preßte mich in seine Arme, und seine Lippen drückten meine. O was verstand er denn?

Ich war so tief erschüttert, und er war's.

Was war denn mit uns vorgegangen? So war ich ja gegen ihn, so lange ich ihn kenne, und doch ist seitdem alles anders. Nein, er wird mich nie, nie verlassen!

O Du, mein geliebter Mann! sagte ich. Das Wort war's, was in meine Brust die Unendlichkeit goß. O Mutter! Mutter!

Da gleng mitten in diesem Tumulte meines Herzens die Thüre auf, und ein junger Mann stürzte ins Zimmer, und fiel mit dem Geschrei:

Wilhelm! geliebter Wilhelm! in Wolfs Arme;
und Wolf antwortete mit eben dem Freuden-
geschrei: o mein Karl! mein Karl!

Sie hielten sich lang und eng umarmt.

Es war ein schöner Anblick; aber Philipp,
sein treuer Philipp, war es nicht.

O war der es, für den hätte ich mich
nicht so kleiden dürfen.

Endlich sah der Fremde mich, und ver-
beugte sich tief, und sah Wolfen an.

Rathe, rathe, Karl! Liebe Agathe, sagte
er zu mir: ich stelle Dir den Grafen Korb
vor. Rathe! es ist eine nahe Verwandte von
Dir! meine junge, geliebte Frau.

Da war das Wort heraus, und ich errö-
thete, wie sehr!

Er küßte meine Hand, und sagte anmu-
thig: meine Gnädige, es giebt Augenblicke —
ich bin überrascht — so überrascht. Ich gieng
auch nicht nach Töplitz, Wolf. Ich glaubte
Dich unterwegs zu erhaschen — aber eine Ver-
wandtin — wie? ein Engel gehörte zu meinen
Verwandtinnen, und ich kannte sie nicht?

Mosallens Schwägerin! rief Wolf.

O meine Schwester dann! sagte er: und Du mein Bruder! so wurde ja doch mein schönster Wunsch erfüllt. O meine liebste Schwester! rief er bewegt: o laß mich es sagen, weil es wahr ist! Wolf, Du verdienstest glücklich zu sein! aber das Glück hast Du nicht verdient.

Ich bitte Dich, erzähle mir, o erzähle mir. Wie, o wie fandest Du sie?

Ich gerieth in eine Verwirrung ohne Gleichen.

Wolf erzählte. Ich hörte nicht auf zu erröthen. Er erzählte ihm, wie er uns die Briefe meines Bruders gebracht; wie er mich vom ersten Augenblick an unendlich geliebt. Ach Mütterchen, nun erfuhr ich's von ihm erst, wie alles, was ich gegen ihn fühlte, was ich that, was ich dachte, die Liebe, die heißeste Leidenschaft gewesen. Er erzählte, wie ich ihn heimlich geliebt, ohne daß ich's gewußt, wie ich aus Liebe zu ihm den Schleier in Kloster Zell hätte nehmen wollen. Ach, der gefährliche Mensch wußte in meinem Herzen besser Bescheid als ich,

und dabei hatte er mich in den Armen, und liebte mich mit einer Zärtlichkeit, mit einer so sanften Güte, daß ich zuweilen glaubte, er sei mein geliebter Mann. Und dabei erzählte er fort, wie ich ihm nachgestürzt sei in den Abgrund, und ich legte mich immer vertraulicher in seine Arme, an sein Herz. Aber zuletzt mußte ich gehen, denn das Glück lag wie eine Ohnmacht auf meinem Herzen.

Da kam er selbst mir nach. Er zog mich auf seine Knie, er fragte mich: habe ich Dein Herz errathen, geliebte Agathe, so sage ja! so sage einmahl ja! Was konnt' ich antworten? Ich drückte die rothe Wange an seine Brust, und sagte leise ja!

Da drückte er den ersten Kuß der Liebe auf meinen Mund, und steckte einen Ring mit seinem Nahmen an meinen Finger, und zeigte mir — o meine Mutter! auch Sie ließen die arme, die arme, beschämte, unwissende Agathe in dem süßen Irrthume? — er zeigte mir Ihre Briefe, in denen Sie mich seine Verlobte, seine Braut, seine künftige Frau nannten: wo Sie ihm und

mir Ihren Segen in den rührendsten Worten gaben.

Da entdeckte er mir alles, alles, von dem ersten Augenblicke an bis jetzt.

Nein, Mutter, daß ich mich jetzt schon seine Frau nennen muß, ist seine Absicht nicht gewesen.

Er hat meine Ehre nicht anders zu retten gewußt, als auf diese Weise. Er hat geglaubt, so ganz unerkannt mit mir durch Italien zu kommen, und wieder zurück zu Ihnen nach Oberdorf.

Er hat mir noch immer nichts sagen wollen, als wenn wir wieder zurück wären.

Aber jetzt, setzte er hinzu, durfte ich nicht länger schweigen; jetzt mußte ich Dir sagen, wie unendlich ich Dich liebte; und nun, meine hochgeliebte, edle Agathe, meine theure Braut, rede, und heute soll noch die Kirche unsre Hände zusammen legen. Unsre Mutter wird wohl zugeben, daß die Noth uns drängte.

Da aber rief ich entschlossen: nein! denn er soll mir nicht alles abstehlen. Denn nun,

Da ich sah, wie alles gekommen war, hatte ich meinen Muth wieder.

Der Himmel verhüte nur, daß ich nicht wieder zu Nacht mit ihm über einen See fahre.

Aber nein, Mutter, das soll er mir nicht ablocken. Nein, meine Mutter soll mir den Brautkranz auf meine Locken setzen, meine Mutter soll mit mir am Altare stehen.

Das sagte ich ihm, und da er seine Hand ganz leise um meinen Leib legte — denn nun kenne ich ihn schon, — und die blauen Augen so bittend auf meine richtete, da sprang ich auf von seinen Knien, entschlüpfte seinem Arm und schellte.

Meine Jungfer kam herein: Eccellenza!

Er lächelte, ich lachte; und nun versprach er mir feierlich: nicht eher wieder ein Wort von unserer Verbindung zu sagen, als bis wir in Oberdorf wären.

Am andern Morgen mußte ich nun einen Besuch bei einer Frau von Sturz machen, wo eine Menge Menschen versammelt waren. Der Graf Korb stellte mich vor mit den Worten:

meine Schwester, die Frau von Wolf! Ich war so bestürzt; aber alle waren so gütig mich freundlich aufzunehmen.

Es ist wohl recht schön, so viel reiche, vornehme Leute beisammen zu sehen. Das Leben hat einen neuen Reiz; aber ich würde doch mein armes, kleines Oberdorf vorziehen, und da ich zu Hause war, umarmte ich mit größerer Liebe mein armes, Italiänisches Mädchen, und bat sie, die Titel wegzulassen. Thränen traten in ihre Augen, da ich sie an meiner Brust hatte, und sie sagte gerührt: *la bontà del cielo sia sempre con voi!*

Das gebe Gott! rief ich aus der Fülle meines Herzens.

Und obgleich es mir unendlich angenehm war, da ich an seiner Seite vor der Erzherzogin stand — er war in die reiche, rothe Landschaftsuniform seines Vaterlandes gekleidet — und die edle Fürstin so freundlich erst, und dann mehr mit ihm redete, als mit den Andern; da ich sah, wie die Fürstin ihn ehrte, und wie er so furchtlos und bescheiden vor ihr

stand, und die Fürstin, nur ihn zu ehren, ihre gütigen Blicke auch auf mich richtete, und mich anredete, so zog ich doch im ersten Städtchen, da wir von Mailand abgereist waren, am Morgen meine Oberdorfer Kleidung wieder an; und gewiß mein Herz schlug leichter und froher. Ich behielt von aller der Pracht nichts, nichts, als den Ring, den schlichten Goldring mit seinem Mahnen, und den lieben, entzückenden Mahnen seiner Frau.

Denn, Mütterchen, wir sind schon drei Tage auf der Rückreise nach Hause.

Ich lege einen neuen Bogen an, gute Mutter. So Sie glauben nicht, mit welchem Vergnügen ich jeden Schritt nach dem geliebten Oberdorf zurück thue, an der Seite des geliebten Mannes, wie wir über den Comersee schwammen, in Morbegno Frau Josephe wieder nicht fanden. Es that mir recht weh, daß er mir heimlich so lieb war. Aber Mutter, mir kommt es vor, als dürste Niemand hören, was ich mit ihm, was er mit mir redet. Denn wenn ich mit ihm ganz allein bin, weit und

breit Niemanden sehe, in einem verschlossenen Thale, in einer Felsenschlucht, bin ich am glücklichsten, und doch bring ich es ewig nicht heraus, was mich so glücklich macht, der Ton seiner freundlichen Stimme? oder sein Lächeln, womit er mich betrachtet? oder seine Worte, die nur die Engelsgestalten sind, worin seine unsichtbaren, schönen Gedanken erscheinen? oder wenn er neben mir vom langen Wege oder der Hitze ermüdet, entschlummert ist, und ich nun die schönen Züge seines Gesichts recht nach Gefallen betrachten kann. Denn wir gehen den ganzen Weg zu Fuß. Er hat mir es versprochen. Denn zu Fuß ist alles viel schöner. Ich gehe bald an seiner rechten Seite, bald an seiner linken, bald bleibe ich ein Paar Schritte zurück, damit er sich nach mir umsehen muß, bald gehe ich schnell vorweg, damit ich auf ihn warten kann, wenn er ruft: Agathe!

Sie werden lachen; aber Sie glauben nicht, wie schön das ist.

Hier in Sondrio, wo ich dieses schreibe,

Habe ich meinen alten Blinden besucht, und reichlich beschenkt.

O der Himmel gebe, daß jeder Mensch einen Sankt Martins-Altar hat, nach dem er im Alter sich sehnt, und wohin er einmahl noch wallfahrten kann!

Unser Gepäck ist schon nach Oberdorf abgegangen. Mein Mann — o Mütterchen, verzeihen Sie mir den Rahmen, er entschlüpfte meiner Feder — Wolf ist im Städtchen, und erkundigt sich nach dem Wege durchs Gebirge nach Tufis, wo er einen alten Freund finden soll.

Auch hat er mir schon angekündigt, daß ich hier meinen langen Brief schließen muß, weil auf dem Wege, den wir nun gehen, keine Post mehr als auf langen Umwegen nach Oberdorf geht.

Eben ist er da, wir wollen heute noch fort.

So lebe wohl, o geliebte Mutter! Lebe wohl! Engel mögen Dich im Wachen und Schlafen umringen. Dein güthliches Kind Agathe. Mein — Wolf will den Brief siegeln; aber lesen darf er ihn nicht. Lebe wohl.

Von

Von Wolfs Hand.

Liebe Mutter, ich siegele Agathens Brief. In vier Wochen bin ich bei Ihnen, um aus Ihrer Hand meine theure Agathe am Altare zu empfangen. Sorgen Sie nicht, Mutter, Agathe ist mir heilig! Und lebre sie in Kloster Zell unter dem Schutze des Altars, ihre Unschuld hätte keinen sicherern Schutz als meine Liebe. Ihr Herz, ihre Seele ist so rein wie der Aether, wie der kalte, schöne Strahl eines fernen Sternes, den die Liebe zu ihrem Symbol gemacht hat. Wie wollt' ich so grausam ihre Liebe, ihre Heiterkeit, ihr Zutrauen, die schönste Blüthe ihrer Liebe, ihre fromme, arglose Unschuld zerstören. Seien Sie ruhig! Und gienge sie noch Jahre lang mit mir über die Erde, ich brächte Ihnen den unschätzbaren Edelstein der Liebe und des Glücks, die Unschuld Ihrer und meiner Agathe zurück! Wir sind allein; aber der Engel der Unschuld und das Gebet der Mutter steht schützend an meiner Seite! an meiner Seite! Denn Agathe? Sie weiß nicht einmal, was Gefahr ist. Sie ist rein

wie das ewige Licht des Himmels. Leben Sie wohl.

Wir gehen über Tuffs und Bregenz zurück.

O meine theure Mutter, Agathe erregte das Erstaunen Aller, die sie sahen. Sie stand vor der Fürstin wie ein höherer Geist, und dennoch so demüthig.

Glücklicher Mensch, sagte Jeder zu mir, der sie sprach.

O glücklicher Mensch! sage ich selbst, und schlage voll Demuth den dankenden Blick zum Himmel, der mir Agathen gab. Leben Sie wohl! Wir müssen fort.

Ich war nicht schlecht, da ich Sie und Agathen kennen lernte, gewiß nicht. Aber meine Tugend war Hochmuth; meine Liebe war Hochmuth. Ich habe Agathen gequält, um nur den Triumph zu haben, geliebt zu sein, wie kein Mann geliebt war.

O ich weiß den Augenblick, da ich ein besseres, ein guter Mensch wurde. Es war der Augenblick, da Agathe einwilligte, meine Frau zu heißen, ohne zu wissen, ob ich sie auch liebte.

Da wurde meine Tugend Liebe, Demuth, Freundlichkeit, da richtete ich mich hoch empor aus dem dunkeln Nebelgrunde meiner stoischen Grundsätze auf die warme Höhe der Liebe und des frohen Lebens. Ich bin nicht glücklicher geworden, das war ich, ich bin besser geworden und fromm. Und doch frag' ich mich jeden Morgen, wenn ich Agathen ansehe, wenn werde ich gut sein wie sie? O wenn? wenn?

Der Einsiedler. Ritter Loggenburg. Ein alter Bekannter. Die Furie auf der Post. Engel erscheinen.
Das Echo der Stimme.

Wolf gieng den furchtbaren Weg an die Quellen des Rheins, um einen Freund von Universitäten her, einen Herrn Novena, der aus einem alten, edlen Geschlecht aus Graubünden stammte, und jetzt zu Fürstenuau einsiedlerisch lebte, zu besuchen. So hatte ihm Korb erzählt, der ihn bei der Durchreise nur gesehen hatte. Wolf hatte den weichen, mädchenhaften Jüngling sehr geliebt. Sehnsucht

nach seinen heimischen Bergen, die er Wolfen als den Himmel auf Erden beschrieb, eine tiefe, aber weiche, schäferliche Empfindung, eine ewig heitere Freude, die auf seinem mädchenhaften Gesicht schwebte, machte ihn dem ritterlichen, starken Wolf sehr werth. Der Jüngling pflanzte in Wolfs Herz die Lust, die Schweiz zu sehen, und es war Moenas schöner Traum, mit dem wilden, hohen Wolf die Berge zu besteigen, die Wolfen so ähnlich waren.

Wolf nannte ihn Johannes, ehe er wußte, daß er Johannes hieß.

Er gieng mit Agathen die rauhen, hohen Pfade über den Splugen, bis an die Quelle des Rheins, und von da die Straße am Rhein hinab nach Luzern; hier ließ er Agathen, und gieng nach Fürstenaau.

Man wies ihn in dem wildesten Theil des Gebirges einem Häuschen zu, das auf dem schroffen Abhange eines Felsen lag.

Wie hat sich die frohe, weiche Seele in das rauhe Gebirge verirren mögen? fragte er sich selbst.

Er fand ihn dennoch in einer schäferlichen Beschäftigung beim Begießen der Blumen im Garten, der hinter dem Hause am südlichen Hange lag.

Johannes! rief er: mein freundlicher Johannes! Sieh ich halte Wort; hier bin ich!

Novena richtete sich empor, auf das erblaßte Gesicht flog eine Röthe der Freude, er sank mit dem heißen Ruf: mein Wolf! in seine Arme.

Wolf sah ihn an. Was ist Dir, lieber Johannes?

Er legte ihm den Finger auf den Mund. O laß mich die Freude, Dich zu sehen, rein genießen. Frage nicht, was mir ist. Aber schon nach fünf Minuten brach er selbst sein Schweigen, denn sein Schmerz war seine Freude, war der Quell seines Lebens. Er hatte all sein Glück verloren; sein treues Herz hielt nun das Leiden fest wie eine Geliebte.

Er erzählte.

Mit einer hohen Freude verläßt er Deutschland, und fliegt seinem hohen Vaterlande zu.

Er kommt an. Er will auf einmahl wieder alles genießen, was sonst sein war.

Er wirft seine deutsche Kleidung wieder von sich, und nimmt die Kleidung seiner Landsleute, und so läuft er nach Lufis, wo der Jahrmarkt gehalten wird, seine Bekannten aus der Gegend wieder zu sehen.

Er hört in der Ferne den Ton einer Harfe, und einen deutschen Gesang.

Wie lieb ist ihm der. Er tritt näher. Ein Alter spielt die Harfe und ein junges Mädchen singt dazu die Worte: Ich folge dem Schicksal und lebe zufrieden, es sei mir nun Schmerz oder Freude beschieden.

Die Landleute kommen, geben und gehen; weil sie die Worte nicht verstehen.

Johannes aber bleibt; und hört mit Vergnügen das deutsche Instrument und die deutsche Sprache. Er hat sein Auge auf den Alten gerichtet. Woher seid Ihr, Vater? fragte eine Mädchenstimme deutsch. Johannes hebt sein Auge, und vor ihm steht ein Mädchen voll-

kommen in der Landestracht gekleidet, und schön wie eine Schäferin aus seinen Träumen.

Der Alte antwortet, erzählt sein Schicksal, das ihn so weit von seinem Vaterlande getrieben. Johannes sagt ein Paar Worte, und das Mädchen sieht ihn freundlich an, daß er auch deutsch redet.

Dieser jungfräuliche, freundliche Blick dringt tief in sein Herz. Aber er selbst ist ja viel zu mädchenhaft zu fragen, wer sie ist. Sie fragen nach des Alten Namen; aber nicht nach ihrem. Sie geben dem Alten. Das Mädchen wirft noch einen Blick auf den Jüngling mit dem unschuldigen, errötheten MädchenGesicht, und geht. Er sieht ihr nach; aber ihr nach zu gehen, hat er den Muth nicht.

Sie verliert sich im Gedränge, er sieht sie nicht wieder; aber er hat von jetzt an einen Traum, den er so schön nicht gehabt hat, das Gesicht des schönen Mädchens, das jeder Traum ihm zeigt, und das lebendig in seinem Herzen wohnt. O wie viel glücklicher wäre Johannes gewesen, hätte er gewußt, daß seine

welche, mitleidige Stimme, womit er den Alten tröstete, auch in des Mädchens Träumen tönte. Er wußte es nicht. Er wußte nicht, wo sie lebte. Er war alle Tage in Tufis; aber er sah sie nicht wieder.

In Santafelva war seines Vaters Schwester Aebtrissin. Er gieng oft hin; denn ein Frauenkloster war sein wahrer Weg auf den Parnasß. Mit einem Nonnenschleier konnte er sich begeistern, und bedeckte er ein bleiches Gesicht, oder verstoßne Seufzer, oder gar eine heimliche Thräne, so hatte er Lust Karthäuser zu werden, um nur nicht glücklicher zu sein, als das Herz, das der Schleier bedeckte. Dafür stand auch jede junge Nonne mit dem weichen, herzigen Knaben, für mehr hielt ihn kein Mädchen, in dem Anfange eines kleinen, aber frommen Liebeshandels, und jede Alte ebenfalls. Ja, die jungen Nonnen steckten ihn zuweilen in den Schleier, den er ihnen beneidete, und er war die hübscheste Nonne unter ihnen allen, und die frömmste dazu, dachten sie seufzend.

Aber seit er in Tufis das Mädchen auf

dem Jahrmärkte gesehen, schwebte etwas Ueberirdisches um seinen Blick.

Er sang mit trunkenem Auge und schwärmerisch gerührter Stimme den Nonnen den Ritter Toggenburg von Schiller, den er ihnen ins Italiänische übersetzt hatte, und sein Auge blieb trocken, und sein Herz frei von verbottener Sehnsucht.

Schon oft hatten die Klosterschwestern Emilien von dem weichen Knaben erzählt, der mit seinen Gesängen, die er jenseits der Berge in Deutschland gelernt, und mit seiner frommen Heiterkeit — alle Schleier wallten über den Busen empor bei den Worten — Thränen und Freude in aller Augen holte, und Emilie, da sie ihn nie im Kloster traf, ließ den weichen Knaben grüßen; aber wie wunderte sie sich und erröthete, da sie den Knaben sah, und es war der Jüngling, dessen weiche Stimme, und dessen frommes Gesicht ihre Träume verschönte.

Sie sagte nicht ein Wort von dem, was sie ihm hatte sagen wollen. Aber die jüngste Nonne legte ihm die Guitarre in die Arme,

und sie befahlen ihm vom Ritter Toggenburg zu singen.

Er erröthete so schön wie eine Jungfrau, schlug züchtig die Augen zu Boden, hob sie trunken wieder zur Decke, und hob dann deutsch an: Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch dies Herz!

Und während er die himmlischen Töne Zumsteegs sang, wurde es ihm, von den Nonnen umringt, und Emilien gegenüber, als wäre er der Ritter selbst. Und das Gesicht erblaste nach und nach, und er saß da mit dem letzten Töne des Liedes, wie eine Leiche gegen Emilien über, mit bedeckten Augen, unter deren Decken Thränen hervorbrachen.

Die arme Emilie konnte nichts thun, als sie bat ihn um das Lied und die Musik. Er versprach es für sie auf das Kloster zu senden.

Er war viel zu blöde, es ihr selbst zu bringen, obwohl er wußte, sie wohnte mit ihrem Vater nicht weit von hier in Fürstenuau.

Seine ganze Heiterkeit, welche die Nonnen gerühmt hatten, hatte er verloren. Er gieng

bald, denn in seinen Träumen war er viel dreister mit Emilien, und nun hatten seine Träume und seine stille Liebe einen Nahmen: Emilie.

Er traute sich so wenig mehr in das Kloster, in die Nähe Emiliens, als Emilie zu seinem Gesange; aber was er that, war noch viel schlimmer für sie. Er führte die ganze Ballade vor ihren Augen auf, und sie konnte die Augen nicht abwenden.

Er gieng nämlich nach Fürstenuau, und schlich so lange um das Häuschen her, bis er das Fenster kannte, an dem sie saß. Und

Darrend von des Morgens Lichte

Bis zum Abendschein,

Stille Hoffnung im Gesicht,

Saß er da allein.

Blickte nach dem Hause drüber,

Blickte Stunden lang

Nach dem Fenster seiner Lieben,

Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte. —

Und schon den dritten Tag hatte Emilie ihn hinter den Weinranken ausgespürt, und mit einem unmuthigen jungfräulichen Erröthen sah sie ihn. Ihr Fenster klang nicht.

Aber da er immer da saß in stiller Geduld, da nahm das Nachdenken die Stelle des Unmuths auf ihrem schönen Gesichte, dann ein süßes Lächeln, zu dem sich dann die Wehmuth mischte, dann die Sehnsucht, dann das pochende Herz, und zuletzt die heimlich aufloodernde Liebe.

Da griff die zitternde Hand nach dem Fensterriegel; aber sie öffnete es nicht. Dann klang das Fenster, und Emilie neigte sich hinüber ins Thal. Sie mußte ja fürchten, es säße auch wie Ritter Toggenburg einmahl eine Leiche da.

Da klang auch die Thüre, und Emilie ging zitternd den lang versäumten Weg zum Kloster.

Er folgte ihr in der Ferne. Er wollte nicht hinein. Aber da sahen ihn die Nonnen, und alle Fenster klangen, und sie winkten ihm zu, und da er zitternd oben war, machten sie ihm Vorwürfe wegen seines Außenbleibens. So sahen sie nicht, wie Emilie erröthete, und sein Erröthen hielten sie für Schuld.

Er war nicht zum Singen zu bringen, und Emilie hielt sich heute in der Nähe der

Nebltissin auf. Dann gieng sie bald. Sie fürchtete seine Begleitung. Sie gieng schnell; aber da sie den heimlichen Fußpfad erreicht hatte, der näher die Höhen hinan führte, mußte sie doch erst nur eine Minute ihr beklemmtes Herz erleichtern. Sie setzte sich auf den Rasen, und so gieng unter schönen Träumen eine Minute nach der andern hin, bis er — vor ihr stand.

Er kannte den geheimen Fußpfad auch, der nach ihrem Hause führte, und war ihn mit geklemmter Brust gegangen.

Er stand, sie saß. Er sah hinab, sie auch. Er seufzte, sie auch.

Aber sie mochten noch so lange säumen, sie mußten zuletzt doch das Auge aufschlagen; denn ihre Füße versperreten ihm den engen Bergpfad.

Es ist ein schöner Abend.

Recht schön! das Gespräch stockte; Emilie stand auf. Er bot ihr die Hand zum Helfen, und behielt ihre Hand in seiner aus Angst. Sie ließ sie ihm aus Angst.

Sie hob den Fuß; aber sie wäre in die

Diese hinab geschritten, hätte er sie nicht gehalten.

In diesem Augenblicke trat eine hohe, stolze männliche Gestalt um den Felsen zu ihnen, und mit einem Engelslächeln, das auf einmahl jede Unruhe von Emiliens Gesicht verlöschte, sagte sie: ach mein Vater!

Sie zog ihre Hand aus des Jünglings Hand, und sagte noch einmahl: ach, lieber Vater!

Wer ist der Herr, Emilie? sagte der Vater, seinen Blick kalt aber fest auf Johannes Auge haltend, auf deutsch.

Sie nennen ihn im Kloster Johannes, antwortete sie, ihr Auge frei zu dem Vater emporhebend, und da der Johannes betrachtete, so betrachtete sie ihn unter dem Schutze des Vaters auch.

Mein Name ist Novena, sagte Johannes, und bin von Sils.

Sie haben meine Tochter begleitet? Geht nur, Kinder, ich folge Euch auf dem Fuße.

Nun war alles sogleich anders. Emilie

warf noch einen Blick auf ihren Begleiter, und ruhig giengen sie neben einander den Weg hinaus, der sich ausbreitete.

Emilie sagte ihm nun mit heiterer Ruhe, wo sie wohnte, und wie schön ihr die Ballade und die Musik gefiele, und oben vor dem Hause erwarteten sie den Vater, der auch bald nach kam.

Er bat den Jüngling mit einem Wink, nur einzutreten, und sie waren im Zimmer.

Der Vater, Herr Konko, fragte den Jüngling, wie er zu der deutschen Sprache käme.

Johannes, nachdem er sich ein wenig an das kalte, stolze Gesicht mit einem schneidenden Zuge um den Mund, gewöhnt hatte, erzählte so treuherzig, mit so viel sanfter Güte, daß er in Deutschland zwei Jahre studirt habe, weil sein Vater, der seine Jugend in Deutschland zugebracht hatte, es gewollt hätte. Er lebte jetzt in Eils bei seiner Mutter auf einem freundlichen Gute, was ihn und seine Mutter reichlich nährte.

Der Jüngling redete von seiner Mutter, von allem mit einer so weichen Liebe, die Emilien, welche Milch und Wein austrug, rührte.

Ihr Vater, das wußte sie, sah auf alles kalt und ruhig hin, und blieb ohne Bewegung.

Sie brachte dem Fremden Wein und Brodt. Sie selbst aß Milch.

Johannes hatte doch nicht das Herz, in Gegenwart des stolzen Vaters die Tochter recht anzusehen, und der Mann wäre ihm fürchterlich vorgekommen, wenn er nicht Emilien so heiter, so sorgenlos gesehen hätte. Denn sie erzählte dem Vater so zutraulich, wie sie den Herrn Novena im Kloster kennen gelernt, wie er so schön die Guitarre spiele, und ihr eine so schöne Ballade durch die Klosterfrauen geschickt hätte. Sie brachte mit ihrer Erzählung den armen Johannes in die Angst, sie würde auch erzählen, daß er da gefessen hätte vom Morgen bis Abend, ihrem Fenster gegenüber. Sie streifte auch ganz dicht an der Erzählung hin, und schwieg dann hold erröthend.

Der Vater hörte alles kalt an, trank
ruhig

ruhig seinen Wein, that eine unerwartete Frage nach der andern, bis denn Johannes endlich gleng.

Der Vater sagte zuletzt: führt Ihr Weg hier zuweilen vorüber, Herr Novena, so sprechen Sie nachbarlich zu.

Herr Novena hätte fast bei dieser unerwarteten Einladung einen Freudensprung gemacht, so glücklich fühlte er sich.

Kaum war er fort, so fieng der Vater den Jüngling an zu loben; den sanften Reiz seines Gesichts, sein kindliches, liebes Wesen, und doch dabei die Wärme eines begeisterten Herzens, oder eines dichterischen Kopfes.

Beides, mein Vater.

Desto besser, mein Kind; eins hilft dem andern in der kalten, fahlen Welt fort. Und nach einigen Fragen hatte er heraus, daß der junge Mensch seine Ballade seit vierzehn Tagen vor Emiliens Fenster aufgeführt hatte.

Das war voraus zu sehen, Emilie, da er Dich im Kloster nicht mehr sah.

II. Band.

G

Ich war zu blöde, Vater, sagte sie sich sogar entschuldigend.

Du warst ein Mädchen, Emilie, und es ist gut so!

Man muß ihm gut sein, Vater.

Ich glaub's.

Wenn er singt, Vater, die Augen, die glänzenden Augen bald aufschlägt, bald niedersenkt.

Das ist der Jugend schöner Reiz, die Zeit der Wunder, des festen Glaubens schöner Augenblick, Emilie. Er trat ans Fenster.

Sie nahm ab, und hatte noch immer etwas zu seinem Lobe zu sagen, dem der Vater beistimmte.

Arme Menschen, sagte er, da sie hinaus war: Schauspieler und Zuschauer zugleich, Betrogene und Betrüger! Ich wünsche ja, Emilie, dein Traum hielte so lange wie dein Leben.

Johannes Weg führte oft vorbei, und er sprach nachbarlich vor, wie der Vater gemeint hatte.

Wenn Johannes seinen Blick auf den Va-

ter warf, so wurde er kalt wie Eis, und so furchtsam, daß er sich wegwünschte: sah er auf Emilien, wie zutraulich sie mit dem Vater umgieng, wie sie in des Vaters Gegenwart freundlicher mit ihm redete, vertrauter, als war der Vater abwesend, so faßte er wieder Muth. Er gewöhnte sich an des Vaters kaltes Marmorgesicht, aber nie an Emilien's Freundlichkeit. Sie war ihm jeden Tag neu.

Nach und nach faßte er sogar Zutrauen zu dem Vater, der ruhig las, schrieb, sein Feld und seinen Weinberg bestellte, und es ihm und Emilien völlig überließ, mit einander zu gehen, bei einander zu sein.

Er kam zu ihnen, wenn sie neben einander saßen. Johannes erröthete, und wollte aufspringen; aber der Vater setzte sich an die andere Seite Emilien's, redete so ruhig über das Glück eines stillen Landlebens, dem das Vertrauen und die Freundschaft nicht fehle, stand dann auf, und gieng zu seinen Arbeitern, und so zog Johannes in aller Ruhe sein Blumen-

eben um Emilien hin, und sie ihr noch zarteres Leben um seines.

Die ungestörte Freiheit, der sie genossen, führte sie leise, Schritt vor Schritt, und langsam dem Ziele zu, das ihre Herzen suchten, von dem Vertrauen zu dem kindlichen Spiel im Garten, mit Emilien's Blumen, mit allen ihren kleinen Geschäften, mit der Musik.

Abends erzählte Emilie dem Vater ihr Tagewerk, das war geschehen, so lange sie lebte, und Johannes, lieber Vater, und Johannes — Johannes war der Anfang, Johannes war das Ende der Erzählung. Jedes Wort, was er ihr gesagt, wiederholte sie, jeden Gesang, den er ihr gesungen, sang sie dem Vater, und ihr Vater lächelte und sagte: das ist recht schön Emilie!

Ihre Liebe war wie ein duftender, heiterer Frühlingsmorgen, der aus der dunkeln Nacht leise hervorschwebt. Der Nachtigall Liebesgesang empfängt ihn aus den dunkeln Laubgewinden, die Morgenröthe färbt leicht den Rand des Horizonts, und steigt sanft geröthet immer

höher, und erleuchtet mit sanftem Schimmer die Gegend. Immer mehr glüht sie, bis endlich blühend die Sonne hervorsteigt, und mit ihr die Triumpflieder der Liebe.

Das war das Bild ihrer schönen Liebe. Sie wußte nicht, daß sie den lieben Johannes mit andern Blicken betrachtete, als sonst. Sie meinte, sie hätte seine Hand immer gedrückt. Die süße, unruhige Sehnsucht, womit sie ihn erwartete, hatte sie immer gefühlt, und war er endlich da, so war ihre Brust ja so ruhig, so gleng ihr die Arbeit noch einmahl so schnell und leicht von der Hand. Sie hätte ihren Bruder so geliebt, wenn er noch bei ihr lebte; aber gewiß nicht mehr! setzte sie sogleich hinzu: nicht mehr als ihn.

Aber im Spätherbst, da der Schnee sie ins Zimmer jagte, wo der Vater auch war, wurde es mit Eins anders. Sie saßen beide in einem Fenster, und flüsterten unaufhörlich, während der Vater las. Emilie drehte ihre Spindel dabei.

Der Vater drehte sich zu ihnen, und

redete. Sie mußten singen; aber dann flüster-
ten sie wieder, und Emilie's Wangen waren
röthlicher, und in dem trunkenen Auge spielte sich
ein Himmel aus ihrem Herzen. Sie seufzte,
und am Abend erzählte sie, und stockte und er-
röthete, und seufzte, und zuletzt erzählte sie gar
nicht mehr.

Emilie, sagte der Vater einen Abend: habt
ihr, Du und Johannes, euch gezannt?

Ich, behüte, lieber Vater.

Oder hat er Dir gesagt, daß er Dich liebt?

Wie eine glühende Rose stand die Tochter
da, den Blick an den Boden geheftet. Der
Vater fuhr fort: so wird er wohl mit mir Deis
netwillen reden, Emilie.

Emilie schwieg; der Vater auch. Aber
den andern Tag gieng das Geflüster und noch
viel ärger wieder an, und nun stand Emilie
auf, und schlich so behende und leise zum Zim-
mer hinaus, daß der Vater sich umsah, weil
er wissen wollte, warum das Geflüster zu Ende
war.

Da erhob sich Johannes, und fieng zit-

ternd an: Ach, lieber Herr Konko! Sie werden wohl gemerkt haben —

Daß Sie mit Emilien etwas sehr Wichtiges abgeflüstert haben.

Meine Mutter wünscht sehr, ich möchte heirathen.

Natürlich.

Da wollte ich Sie um Rath nehmen, lieber Vater.

Hm! sobald ich Ihre Meinung weiß.

Da sank Johannes vor ihm auf die Knie.

Sie wollen also Emilien, wie ich sehe?

Wenn ich Ihre Einwilligung habe.

Die haben Sie, wenn Sie Emiliens Wort nämlich haben. — Nun?

Ach! ach! ich scheue mich es zu sagen.

Daß Emilie Sie liebt?

Ja!

Und daß das Ihr Flüstern bedeutete?

Ja.

Und daß Emilie hinaus ist, weil Sie mir das sagen sollten?

Sie wissen alles.

Und wem sollte ich Emilien lieber geben, als Ihnen, lieber Johannes? Er reichte ihm die Hand, und Johannes war zur Thüre hinaus. Emilie kam nach langer Zeit erst ins Zimmer, hinter Johannes her, und hob das Auge nicht. Der Vater legte die Hände der Liebenden zusammen, sagte: im Frühjahr soll Eure Hochzeit sein, und nun flüstert, Kinderchen, so viel ihr wollt. Gott segne Euch, und gebe, daß kein Tag hingehet, an dem ihr Euch nichts zuzulüftern habt.

O gewiß nicht, Vater! sagte Emilie, und sie setzten sich wieder ins Fenster, und der Vater hörte noch andere Töne als leise Worte, er hörte das sanfte Rauschen der Küsse. Er lächelte, und wünschte ihnen im Stillen Glück.

Aber ihr Glück stieg mit jedem Tage höher; denn der Vater, der sonst gar keine Formen liebte — denn er behauptete, nur nicht gegen Emilien und Johannes, daß der Mensch, bloß wegen der Form der Ehrlichkeit nicht ehrlich sein könnte, schenkte den Liebenden nicht eine

Form, welche die Sitte des Landvolks nöthig machte.

Emilie besuchte mit ihrem Geliebten seine Mutter in Sils, mit alle dem Prunk, den der erste Besuch forderte, und o wie glücklich war sie, da sie als Braut vor der Mutter kniete, und die sanfte Frau Segen und Gebete auf das Haupt ihrer Kinder legte.

Der Vater setzte einen eigenen Tag an zum Vertauschen der Ringe; einen eigenen Tag für die Brautgeschenke, und die glückliche Emilie stieg von Stufe zu Stufe immer dem Geliebten näher. Der Vater gab seinen Nachbarn einen Tanz, bei dem die Verlobung der Beiden öffentlich bekannt gemacht wurde, und bei dem sie mit dem theuren Bräutigam vor-
tanzte.

Es war ihr, als ob jeder Tag ihr eine neue Würde gäbe, und eine neue Wonne.

Sie erhielt jetzt die Freiheit, mit ihrem Verlobten die Lustbarkeiten in Lustis zu besuchen; denn der Winter ist dem Landvolk die

Zeit der Freude, der Sommer die Zeit der Arbeit bei den Heerden.

Kurze Zeit vor ihrer Verbindung brachte eine Magd aus Emilien's Hause an Johannes ein Billet von Emilien. Er erbrach es. Er las mit Entsetzen: Wir trennen uns auf ewig, Johannes! auf ewig! Suche mich nicht! denn nimmer sollst Du mich finden! Traure um mich; denn ich liebte Dich! Vergiß mich nicht; ich sterbe ja für Dich! Ein entsetzliches Unglück, Johannes! ein entsetzlicher Bösewicht! Wie könnte je das gefallene Mädchen in Dein Auge schauen! in Dein treues Auge! O weine, weine um mich; denn ich habe Dich auf ewig verlassen! Auf ewig! O weine, weine um die Unglückliche!

Er flog von Sills nach Fürstenuau athemlos die Höhen hinan, und fand das Haus leer.

Wohin sind sie? rief er furchtbar. Da ruhte Niemand. Der Vater war die Nacht mit Emilien davon gegangen zum Kloster Santasclva. Emilie hatte geweint. Sie hatte der

Magd das Billet gegeben, es erst gegen Abend zu Johannes zu tragen.

Er flog in das Kloster. Sie waren nicht dort gewesen. Er rannte acht Tage lang im Gebirge umher, den Rhein hinab und hinauf.

In den wildesten Gegenden rief er schrecklich: Emilie! Das Echo rief ihm nach; aber Emilie nicht.

Er drang über den Kriespalt nach Uri, weil der Vater einmahl Uri's im Gespräch erwähnt hatte; aber er fand ihre Spur nicht.

Da kehrte er ermattet zurück, und bleich wie ein Schatten, und nun saß er ihrem Hause, ihrem Fenster gegen über, saß da viele Tage, viele Monden lang; aber das Fenster klang nicht.

Er suchte sie wieder den Sommer durch rings im ganzen Gebirg.

Konko war vor vielen Jahren mit Emillen, die noch ein Kind war, hierher gekommen. Niemand wußte, woher, wer er war. Er hatte das Häuschen, die Wiese, den Weinberg in Fürstenuau von dem Eigenthümer gepachtet.

Das wußte ja alles Johannes. Emilie wußte ja selbst nicht, woher ihr Vater war.

Ein Seufzer war seine Antwort, wenn sie ihn späterhin einmahl fragte. Sie wußte eben so wenig von ihrer Mutter. Deine Mutter starb bei Deiner Geburt, antwortete er, wenn sie ihn fragte.

Da versank das letzte Mahl die Hoffnung des armen Johannes.

Seine Mutter, die nicht mehr wußte, wie sie ihn trösten sollte, sagte endlich: zieh doch hinauf, Johannes, in das Haus Deiner Braut. Das wird Dich trösten, armer Sohn.

Er schüttelte stumm den Kopf, aber er kaufte Haus, Wiese, Garten, mit allen Möbeln, die Konko dem Besitzer, für den Pacht eine reiche Erstattung, gelassen hatte. Er wohnte nun dort in stiller Einsamkeit, in einem unablässigen Kummer, der aber immer süßer und weicher wurde, wie Johannes selbst war.

Er erhielt Emilie's Blumengarten, ihre Laube, und wenn er daran jedes Insekt absuchte, so sagte er seufzend: wenn sie noch ein-

mahl wiederkäme, so hat sie doch gleich eine Freude, wenn sie die Laube findet, wo wir — ach! ach!

Diese Hoffnung, daß sie noch einmahl wiederkommen müßte, müßte! Diese Hoffnung webte sich leise in seinen Gram, und machte ihn nach und nach süß, wie die erste Sehnsucht der Liebe.

Auf ihrem Stuhle saß er; an ihrer Stelle, wo sie am Tische gesessen, saß er; mit ihrem Kanarienvogel redete er von ihr, mit Niemandem anders. Ihr Bett stand dicht neben seinem. Er bekämpfte den Gram mit allen schönen Blüthen seiner weichen Seele. Der Tag verging, der Monat, das Jahr, nur seine Liebe verging nicht. Sein Herz konnte nur einmahl lieben. Emilie! o wenn Du nur endlich wieder kommst! Das sagte er, wenn er ihren leeren Stuhl ansah, das dachte er, das träumte er, das sang er. Emilie! sie war der Athem, der ihn beseelte.

Das erzählte er Wolfen.

Und wer war der Mensch, der Bösewicht, Johannes, von dem Emilien's Villet sagt?

Er sah Wolfen stumm an. Das eben setzt mich in Verzweiflung. Ich weiß es nicht, ich kann nichts vermuthen, nichts ahnen. Ich brachte Emilien Nachts spät von Tüsis zu Hause. O wir redeten noch in der Hausthüre so selig, und eine Stunde darauf, verläßt sie mich auf ewig!

Wolf schüttelte schweigend den Kopf.

Der arme Johannes wußte nicht, welche listige Schlange längst über seinen Weg gegangen war, ehe er Emilien kannte.

Der Kammerjunker Baron Moriz von Buttler kam aus Württemberg über Lindau, Chur nach Tüsis, um gerade nach Italien zu gehen. Der Schelm liebte das Infognito, weil es, wie er sagte, noch einmahl so muthig und wüthig macht, als wenn man den verdammten Familiennahmen wie einen strengen Aufseher mit sich umher schleppen muß. Aber er brauchte das Infognito auch als einen Jagdschirm, hinter den man tritt, um ein armes Wild zu schießen.

In Tüsis sah er ebenfalls Emilien, und

sie kam ihm, wie dem weichen Johannes, wie ein Engel vom Himmel vor. Er trat sogleich hinter seinen Jagdschirm. Nach zehn Minuten mußte er durch seinen Bedienten, wer das schöne Mädchen war, und ein Paar Stunden darauf wußte er von seinem Wirth in Tufis, daß Herr Nonko ein seltsamer, stiller Mann wäre, der einsiedlerisch mit seiner Tochter lebte; aber ein Mann, dem trotz seiner Stille, Herz und Kopf auf dem rechten Flecke säßen.

Moriz blieb in Tufis, streifte in der Gegend umher, und irrte im Gebirg. Er trat in Nonko's Haus, seinen Weg zu erfragen, und eine Minute auszuruhen.

Emiliens Vater erschien, und bei dem Anblick dieses edel stolzen, furchtlosen, mächtigen Gesichts, hatte der dreiste Moriz seinen Plan fast aufgegeben.

Das Gespräch hob an, und der Schelm sah nach zehn Minuten, daß irgend ein Unglück seinen Wirth mit der Welt und mit dem Himmel entzweit hatte. Er trat erst leise auf;

dann, da, da Konko ihm vorgleng, fester, und Konko bat ihn zu bleiben.

Emilie war im Kloster, und es war Moriz lieb. Er wollte erst des Vaters Wohlwollen. Konko vergnügte sich an der freimüthigen zynischen Philosophie des jungen Mannes, der dem Schicksale Trotz bot, weil er des Glücks entbehren könnte.

Sie untersuchten, was Glück war, und Moriz gleng, ehe Emilie zurückkam.

Konko bat ihn wieder zu kommen, wenn er sich in der Gegend noch aufhielte.

Reich — so nannte sich Moriz — lächelte. Ich wollte nach Neapel. Hm! was ich dort suche, kann ich hier haben. Ich sehe Sie wieder, Herr Konko.

Er kam, wenn Emilie gleng, und so häfelte er sich fest an den Alten. Ihre Freundschaft wurde geschlossen, und dann erst erschien Emilie.

Meine Tochter, Herr Reich.

Moriz bückte sich, und fuhr ruhig fort zu reden.

Er konnte ruhig sein, denn er hatte mit
dem

dem Vater schon längst über die Tochter geredet. Er wußte, sie war noch ganz frei von allem männlichen Umgange.

Aber eben in dieser Zeit hatte Emilie den weichen Johannes gesehen. Sie hatte ihn im Kloster gesprochen. Sie saß, während Moriz mit dem Vater Systeme erbaute, die er zu einer Schlagfalle für die Tochter gebrauchen wollte, oben am Fenster, und sah ins Thal nach dem Ritter Toggenburg. Die reinste Liebe zog schon triumphirend in die unschuldige Brust des schönen Mädchens ein, da er noch nach einem Thürchen an dem Herzen suchte, um die Sünde unter der Gestalt der Liebe hinein zu stehlen.

Er sprach Emilien nun ein Paar Mahl allein, aber sie hatte weder Auge noch Ohr für ihn, so angenehm er auch plauderte, und da er aufmerksamer war als der Vater, entdeckte er mit bitterm Verdruß, daß in dem Weinberge versteckt ein glücklicher Nebenbuhler lag, für den Emilie Auge und Ohr hatte.

Er machte noch ein Paar Versuche, Emilien

II. Band.

5

näher zu kommen. Vergebens! Johannes kam in das Haus, und da ihn Moriz sah, reden und singen hörte, was alles war, als thäte es die Liebe selbst; da der Vater mit ihm redete, wie glücklich das Loos seiner Tochter wäre, diese stille Seele mit Liebe gefüllt zu haben, so verzweifelte er, er packte auf und gieng nach Neapel.

Aber er mochte es anfangen wie er wollte, das schöne Mädchen, mit den liebestrunkenen Augen, so jugendlich, so unschuldig, als tauchte sie, wie Aphrodite, eben aus dem Meere empor, stand unverrückt vor seiner Phantasie.

Er rief, was er oft gerufen hatte: nein, Emilien liebe ich mit der reinen Glut der himmlischen Leidenschaft! Und liebte sie mich, ich wollte alle andern Ansprüche auf Glück aufgeben. Verdammtes Geschick!

Er kehrte von Neapel zurück. Er gieng wieder über die Alpen. Er stieg vor Tufis aus. Er befahl seinem Bedienten Pferde bereit zu halten. Fand er sie als junge Frau, so wollte er noch die Nacht abreißen. Er kam nach Fürstenu zu seinem alten Freunde. Er

traf ihn allein. Emilie hat Ihr Haus schon verlassen?

Noch nicht; aber in einigen Tagen feiert sie ihre Verbindung mit dem jungen Menschen. O sie wird glücklich sein, wenn je ein Mädchen glücklich war.

Wo ist sie denn?

In Lust zu Tanz mit ihrem Verlobten.

Lauter Dolchstiche in sein finsternes Herz.

Der Vater gieng um zehn Uhr zu Bette, und Moriz in sein Kämmerchen. Er konnte nicht schlafen.

Da hörte er die Tritte der Liebenden auf dem Felsenpfade durch die Nacht.

Er stellte sich an das offene Fenster. Die Liebenden standen an der Thüre.

Sie nahmen zehnmahl gute Nacht, und giengen nicht.

In vier Tagen, Emilie, bist Du nun ganz mein! ganz mein!

Ganz Dein!

Ganz mein, o meine Emilie!

Sie hielten sich eng umarmt.

Die Hausthüre ist offen, flüsterte er leiser.
Es ist alles zu Bett im Hause!

Er sprang um das Haus, und rief zurück,
kommend: nirgend ist Licht, Emilie! Nirgend!
Alles schläft! Alles, Emilie! Ich gehe noch
ein Stündchen mit Dir, nicht wahr, liebste
Emilie?

Johannes, nein! nein! das sollst Du
nicht! nein!

Aber er umarmte sie, er drückte die heiße-
sten Küsse auf ihren Mund. Sie konnte sich
seiner kaum erwehren.

Das ist heute der letzte Kuß, Johannes!
sagte sie. Dann schob sie ihn fort. Sie schlich
leise in die Thüre, lehnte die Thüre an, und
gieng in ihr Schlafzimmer.

Ach gute Nacht, Emilie! seufzte er noch
einmahl, und gieng den Fußpfad hinab.

Der Teufel hatte die Begierde in Moritz
Brust zur wilden Flamme angeblasen.

Himmel! rief er: wenn es glückte, wenn
ich unter seiner Gestalt —

Er schlich aus dem Zimmer, er öffnete leise Emiliens Thüre.

Kommst Du doch, Johannes! flüsterte Emilie: o Du bist auch gar nicht gut mehr. Einen Kuß noch, und dann sollst Du gehen. Wenn Jemand Dich hörte, die Magd schläft hier daneben, und sie kennt Deine Stimme.

Der Bösewicht näherte sich; das liebende Mädchen, noch von dem Tanz erhitzt, und von Johannes Küßen berauscht, streckte dem Gift und Tod erfüllten Drachen, der sich heranwühlte, die beiden Arme und die Lippen entgegen.

Nun geh!

Er gleng nicht; die Nacht, die Liebe, der Tanz, der Wein, den sie getrunken, der nahe Hochzeittag, und ihre reine Unschuld halfen dem Teufel. Das Glück des Mädchens war auf ewig gestört.

Bist Du's? fragte auf einmahl Emilie ängstlich. Es waren Johannes weiche Wangen nicht, die sie streichelte, es war sein Auge nicht, nicht seine Stirn. Rede! rede Johannes!

Ich bitte Sie, geliebte Emilie, schweigen Sie.

Eine fremde Stimme. Sie schrie fürchterlich auf.

Er wollte ihr zureden, daß sie ihren guten Namen selbst zerstöre. Aber sie schrie noch fürchterlicher, und Moriz hörte ein Geräusch im Hause.

Mein Gott, Emilie, sagen Sie, Sie haben einen schweren Traum gehabt. Schweigen Sie Ihrer selbst willen. Ich bin Reich.

Aber sie stürzte wild wie eine Furie vom Lager, schrie: Vater! Vater! Hülf, Vater!

Er verließ voll Angst ihr Zimmer, nahm seinen Hut, und trat auf allen Fall in's Freie.

Der Vater kam. Die Tochter stürzte in seine Arme, und mit zwei Worten war das schreckliche Verbrechen enthüllt.

Reich rannte die wohlbekannten Wege durch die Weinberge nach Tüßis. Die Pferde waren bereit. Er stieg in den Wagen, versprach dem Postillon doppeltes Lohn, wenn er Chur noch vor Morgen erreichte. Das geschah. Moriz

fuhr, als wäre Emiliens Geschrei eine Furie geworden, die ihn schreiend verfolgte.

Es war das einzige Verbrechen, das er ohne Lust begangen, und das seine Seele zum Zittern brachte.

Der Vater stürzte auf das Zimmer, wo Reich war. Der Schelm war fort. Ein neues Geschrei seiner Tochter zog ihn zu ihr zurück. Er nahm sie mit sich auf sein Zimmer. Er fragte noch einmahl nach den Umständen der unglückseligen Begebenheit. Emilie erzählte, wie ein Mädchen es konnte, mit starrem Entsetzen, mit einem Herzen, das die Verzweiflung gebrochen hatte.

Du Arme, sagte er mit bitterm, höhneudem Grimm: so früh schon tritt Dir das harte Leben entgegen, vergönnt Dir nicht einmahl den ersten täuschenden Traum Deiner Jugend halb auszuträumen? Aber was ereifere ich mich denn, daß es so ist, wie es ist? Ist denn des Mädchens Thräne darum heißer, weil ich sie allein sehe, und nicht die Millionen, die an lang verweinten Augen hängen? Ist denn nicht das

Verbrechen, das Dein Herz bricht, nichts, gegen das Erdbeben, das ein Land verwüftet, gegen die Pest, die tausend Bräute aus den Armen des Geliebten reißt? Wirft denn die Zeit nicht alles ins Grab, Deinen Kummer so gut, wie Dich selbst? Komm her, Kind! liebes Kind; vergiß Deinen Kummer jetzt gleich; denn die Zeit wird ihn ja doch aus Deiner Seele stehlen, und nichts Besseres Dir dafür zurück geben: als einen andern Gram! O ist es denn so schwer zu sagen: es soll mich jetzt nicht kümmern! Da der Schmerz nach Jahren vergessen wird? O das Unglück habe ich vergessen, o könnte ich vergessen, warum der Mensch unglücklich ist! Können Thränen Dein Herz erleichtern, warum nicht der Entschluß eben so gut und noch besser? Komm, mache es wie ich, matte Dich ab mit Denken, um Dein Herz abzumatten! Sieh hinaus in die Nacht, meine Tochter, sieh hinaus, die Sterne gehen unbekümmert ihren Weg. Unser Geschrei zersprengt den eisernen Himmel nicht! Das All rollt fort, der Pulsschlag des großen Lebens steht nie; nur

Dein Geschrei verhallt, wie Dein Leben. Es ist kein Trost als Denken, auch Denken ist kein Trost, weil der Tod auch verwirrt. Der Tod allein ist tröstend!

Er meinte, Emilie horchte auf seinen trostlosen Trost. Nein, ihr Inneres war erstarrt. Sie sann auf ein Mittel, ihrer verheerenden Empfindung zu entfliehen.

Vater, sagte sie mit gräßlichem Zähnklopfen, sei noch einmahl mein Vater.

Sein Blut stockte, denn er dachte an ihren Tod.

Nede! sagte er: nur besinne Dich.

Bring' mich in ein Kloster.

Die Einsamkeit ist ein Kloster, und Dein Wille Schleier, Kiegel und Mauer; aber überleg'. Du kennst Deinen Verlobten. Ueberlege recht. Du kennst Deine Liebe. Ueberleg' und dann wähle.

Er sah hinaus in die Nacht. Emilie saß lange; aber der starre Entschluß war fest gefaßt.

Ich bin unschuldig, Vater, sagte sie mit fester Stimme und krampfhaft in einander ge-

geschlagenen Fingern; aber ich bin auf ewig von dem Geliebten getrennt.

Er liebt Dich, Emilie.

Drum eben, drum desto mehr! Ach, ein Kloster würde mich nicht aufnehmen!

Recht, wenn Du so denkst; aber Du liebst ihn.

O drum muß ich ewig von ihm scheiden, ewig.

Fühlst Du das, Emilie? Fühlst Du es fest, tief, ewig, im Grunde Deines Wesens?

Ich weiß es, ich fühle es. Ich müßte versinken vor seinem Blicke. Bring' mich diese Nacht weg, Vater. Ich kann ihn nicht widersehen.

Das ist bald geschehen, wenn Du so denkst, und so gedacht zu haben, ist zuweilen ein süßer Trost, Emilie, ja eine Hoffnung, die durch die ewige Nacht bricht. So zieh Dich an. Nimm Deine Kleidung und laß uns gehn.

Sie war in fünf Minuten gekleidet und kam zu ihrem Vater mit einem schwarzen Schleier ihr Haupt verhüllt.

Was ist das?

Mein Nonnenschleier auf ewig!

O Gott! o Gott! war dennoch noch eine Stelle in meiner Seele, die noch zu verwunden war!

Er steckte Geld ein, seine Papiere, seine Waffen.

Auf der Hausschwelle sagte er zu Emilien: bist Du entschlossen? Emilie, bist Du?

Sie sah ihren Vater mit dem todtenbleichen Gesicht an, und schritt zitternd, aber mit Kraft über die Schwelle, und fragte: wohin geht unser Weg?

Er umarmte sie. Ich lobe Deinen Entschluß, einen andern hätte ich nicht getadelt. Laß das Herz brechen; aber gibt es Engel, so rufe keiner über Dich aus; schuldig! Und nun komm! Komm, Mädchen, die Morgenröthe wird uns und der Erde aufgehen; aber Deine Morgenröthe kehrt nicht wieder.

Die ersten acht Tage blieb Ronko mit der Tochter nahe genug bei Tuffis im Gebirge, um dem Herzen seiner Tochter Zeit zu lassen, sich

zu erholen. Sie gieng trauernd neben ihm her; aber sie blieb ihrem Entschlusse getreu. Ihre Kleidung wurde täglich phantastischer und nonnenhafter.

Er ließ das trübe und doch erheiternde Spiel ihrer Phantasie.

Ich darf ihn nimmermehr wieder sehen! sagte sie, wenn ihr Vater ihr sagte, wie weit sie erst von Tüsis wären.

Einen Tag saß er mit Emilien in einer Felschlucht, die Hitze des Mittags vorübergehen zu lassen. Auf einmahl ertönte in dem Thal die laute Stimme: Emilie! Emilie!

Es war Johannes Stimme.

Horch! sagte der Vater: horch! was war das?

Emilie! Emilie! rief's wieder.

Er sucht Dich, Kind!

Sie legte still das verhüllte Haupt an ihres Vaters Brust, und sagte leise: nein! er darf mich ewig nicht finden!

Wenn Du ihm Lebewohl sagtest.

Vater, sein Blick würde mich bereben um:

zukehren. Mein, es sind Engel! aber keiner soll über mein Leben rufen: schuldig! Sie legte bei den Worten die Hände kreuzweis über die schmerzenvolle Brust.

Der Vater schwieg. Aber er warf den Blick mit einem sanften Lächeln gen Himmel. Des Mädchens Tugend machte sein Herz leichter.

Bißt Du fest, mein Kind, so segne Dich Gott. Er gieng am Abend mit ihr weiter das Gebirge hinab.

Wie die Ebene vor ihnen lag, sagte er: Emilie! hier stehen wir an der Schwelle der ewigen Trennung. Dort im Gebirg wohnt Dein Glück. Er hat Dich gesucht.

Mein Vater, mein Glück ist nirgend; aber dies ist mein Weg. Sie betrat die Ebene mit raschen Schritten, aber mit Empfindungen, welche ihr Herz brachen.

Er gieng mit ihr über die Donau, schweigend den langen Weg.

In der Pfalz blieb er mit ihr in einer schönen Gegend; aber das Herz war gebrochen.

Ihre Seele erlag unter dem langen Grame. Vergebens hoffte der Vater, die Zeit sollte die schwerste Wunde hellen. Vergebens.

Sie lag noch einmahl ihrem Vater an, sie in ein Kloster mit einer strengen Klausur zu bringen. Er schlug es ab. Nicht eher, als bis Du wieder ruhig bist.

Sie antwortete nicht, aber ihr Geist wurde immer trüber, ihr Leben immer phantastischer und einsamer. Die Vorstellung ihres Unglücks, ihrer Schande, ihrer Unschuld, grub sich immer tiefer in ihr Gemüth. Ihr Auge erstarrte zuerst, dann der Geist, dann die Zunge, zuletzt das Ohr. Sie saß ruhig in ihrem Armstuhle, und redete nicht. Sie aß nur und trank, das Leben aufrecht zu erhalten. Faßte der Vater ihre Hand, so stand sie auf, und gieng mit gebeugtem Haupte neben ihm her.

Er konnte sie aus dieser Starrsucht des Geistes mit dem laut gerufenen Namen, Johannes! erwecken; aber der Schmerz, der sie dann ergriff, hielt ihn ab, es oft zu thun.

Der Arzt nannte es einen stummen Wahn:

sinn; der Vater eine wohlthätige Hilfe der Natur. Der Arzt wußte nicht, daß der Vater seiner Meinung war. Er rieth zum Gebrauch des Eßlizer Bades.

Der Vater hatte Recht; dieser Wahnsinn war eine Wohlthat der Natur.

Emilie sah sich im irren Traume von lächelnden Engeln umgeben, die alle den Finger auf den Mund legten, als sollte sie nicht reden.

Auf einmal hörte sie die Stimme eines Engels, und dann wieder; aber sie verstand die Worte nicht, die er sagte. Da sagte auf einmal der Engel: Liebe, Thränen und Mitleiden, werden Deine stummen Lippen öffnen!

Der Rittmeister hatte diese Worte gesagt, und Emilie erhielt ihre Besinnung wieder, aber mit der Besinnung das Gefühl ihres schrecklichen Geschicks.

Und doch war sie heiterer und wurde es mit jeder Stunde mehr.

Die Worte des Engels: Liebe wird Deine Lippen öffnen; hielt sie für die prophetische Stimme ihres Schicksals. Sie dachte wieder

mit neuer Hoffnung an Johannes. Sie trug den Nonnenschleier noch auf ihren Locken, aber nicht immer mehr vor dem Gesicht.

Sie gieng mit ihrem Vater nach Steinen.

Diese schöne Einsamkeit, und noch mehr des Rittmeisters zärtliches Mitleiden, milderte ihren Gram, und legte in den Grund ihrer Seele den Keim einer phantastischen aber süßen Hoffnung, mit ihrem Johannes einst hier die schöne Einsamkeit theilen zu können in heiliger, keuscher, frommer Liebe, in reiner Freundschaft.

Und nun bei diesem Gedanken wurde ihr ganzes Leben ein Leben voll Wunder; das erste Lied, was ihr Johannes gesungen, war die prophetische Stimme ihres Schicksals.

Sie saß auf dem Vorsprunge, wo Julie einst ihre Tauben fütterte, und sang zu ihrer Guitarre mit gen Himmel gewendeten Augen, und hochschlagendem Herzen, und alle Engel umringten die junge, schöne Heilige, und sang: Ritter, treue Schwesterliebe widmet euch dies Herz! und sie sah den Weg hin, den er einst kommen

kommen mußte. Sie wußte gewiß, Engel würden ihn einst hierher treiben in diese Wildniß. Dann wollte sie den Geliebten mit seinem prophetischen Liede empfangen: Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch dies Herz!

Ihr Vater glaubte an keine Engel, und so verschwieg sie ihm, was sie erheiterte. Sie lebte in schöner Schwärmerei für sich allein fort, auf ihrem Vorsprunge der Burg, hinschauend auf den Weg, den er kommen mußte, und singend ihr prophetisches Lied. Der Rittmeister fütterte seine Tauben hier, und gieng dann allein mit den Gedanken an die Frau von Dresch.

Der Vater saß in seinem Kabinette, und mattete den Geist mit Denken ab, um sein Herz abzumatten. Er wollte nichts mehr wünschen und fürchten im Leben, nichts mehr lieben und hassen, und sah er seine Tochter, so schwoll sein Herz giftig auf gegen den Elenden, der ihr Glück zerrüttet hatte. Er griff mit zitternder Hand zu den Waffen, hörte er die trauernde

Stimme singen: Ritter, treue Schwesterliebe!
Er verstand seiner Tochter Idee wohl.
Während Emilie in Steinen getrübet ist,
sitzt Wolf bei dem weichen Johannes, und tröstet ihn.

Er bringt ihm den andern Tag Agathen.
Da Agathe ihn freundlich begrüßt, erröthet Johannes, aus seinen Augen brechen Thränen.
Er glaubt Emilien zu hören, es ist Emilien's Stimme, mit der Agathe redet. Es ist eine schöne Täuschung, die ihn aber immer wieder und wieder täuscht. Er bittet Agathen zu singen, und Agathe singt sogar mit Emilien's Stimme. Ach, diese schöne Stimme tröstet den Unglücklichen, und der sanfte Wolf giebt noch einige Tage zu, seinen Freund zu beglücken. Er ist glücklich.

Er begleitet das junge Paar drei Tagereisen weit durch das Gebirge, um nur noch drei Tage länger Emilien's Stimme zu hören.

Die Vigilien der Ehe. Die Glitterwochen.

Endlich sah Agathe in der Ferne den Klosterthurm von Zell. O, wie werde ich erröthen, sagte sie, und erröthete schon und schlug die Augen nieder: wenn ich vor den Klosterfrauen erscheine. Aber sie gieng doch schneller, denn der Altar des Klosters war ihr doch wie der Sanct Martins Altar des Blinden. Sie stiegen den Berg hinan, und Agathe knüpfte es ihrem Freunde recht ein, sie nun ja nicht mehr liebe Frau zu nennen, oder Du. Sie schellte, und ihre heftige Frage an die Psörtnerin war: ist meine Mutter wohl auf?

So viel ich weiß, Agathe. Auch soll ich dem Herrn Wolf diesen Zettel geben, zum Lesen, ehe Ihr eintretet.

Es war ein Befehl der Mutter an Wolf und Agathen in Italianischer Sprache, sich Frau und Mann in Oberdorf, und überall fort zu nennen. Wolf gab das Papier Agathen. Sie erröthete wieder, aber freundiger.

Auch wünscht ich Euch den Segen Gottes zu Eurem Ehestande, junge Frau, fuhr die

Pförtnerin fort. Aber ihr müßt Euch lösen von dem Schleier, den Ihr gelobt habt zu nehmen! Sie nahm Agathe in die Arme und küßte sie, mit dem Wort: gelöst! Besser ist besser, junge Frau. Auch in der Welt kann man heilig, auch als Frau keusch sein, und unsre Klosterheilige war Mutter.

Aber Wolf und Agathe sprachen nicht ein, sondern eilten herab; denn das Villet der Mutter schloß mit den Worten: Ihr werdet mich nicht, aber Nachricht finden.

Agathe begrüßte nur im schnellen Vorübergehen den lieben Stettensee, und sie giengen in Oberdorf ein.

O mit welchen schönen Empfindungen hörte sich Agathe von allen Zungen rechts und links begrüßen: Grüß Euch Gott, junges Ehepaar! Und wie hoch erröthete sie, wenn eine Matrone hinzu fügte: der Ehesegen wird nicht ausbleiben, junge Frau, weil der Pfaff ihn in fremder Sprache über Euch gesprochen.

Der Nachbar brachte dem jungen Hausvater den Hausschlüssel und die Wagd erschien.

Sie traten ins Haus. Die Nachricht von der Mutter war in den Händen des Nachbarn an Wolf gerichtet. Er erbrach den Brief und las ihn Agathen vor.

Ihr findet mich nicht, meine Kinder, eine schöne Hoffnung meines Lebens, die schönste hat mich wieder in die Welt gezogen. Noch darf ich nicht reden, wer weiß, ob ich es je darf?

Ich habe nach Kloster Zell ein Paar Worte Euch entgegen gesendet. Sollten sie Euch verfehlen, so wird der erste Gruß, der Euch in Oberdorf empfängt, Euch sagen, daß man Euch für Mann und Frau hält. In Mailand, glaubt man, seid Ihr getraut.

Ach, mein Sohn Wolf, es ist in dieser Minute alles anders, als es gewesen ist. Noch ein Mund außer meinem hat den Segen über Eure Ehe zu sprechen, ein theurer Mund. O mein Sohn Wolf, ich vertraue Dir meine Agathe, sie sei Deine Schwester, heilig wie Deine Schwester sei sie Dir, bis Ihr Nachricht von mir hört. Sie kann nicht lange ausbleiben, unmöglich lange.

Aber, denn wer kennt der Zukunft harten Gang, erhieltet ihr keine Nachricht, so bleibt ein Jahr lang in Oberdorf, mich erwartend.

O mein Sohn, mein Sohn! Dir kann ich meine Agathe übergeben; nein, Du wirst Deine Verlobte nicht einen Augenblick aus den Augen lassen.

O Wolf, ich fordre viel; aber ich will Ihnen auch viel geben! viel! Verzögern Sie Ihre Verbindung mit Agathen, bis — Agathens Vater — Er lebt, Wolf, er lebt! Agathe Dein Vater lebt! Der edelste, der unglücklichste Mann der Erde lebt! — bis dieser Vater seine segnende Hand auf Euren Bund legen kann.

O wie schriebsst Du, mein Sohn? Sie könnte nicht sicherer sein im Schutze des Altars im Kloster Zell, als unter dem Schutze Deiner Liebe.

O mein theurer Sohn, ich weiß es, daß die ächte Liebe des Mannes heiliger ist und reiner, als Schleier, Klosterregel und Bitter, und so übergebe ich sie freudig Deiner Liebe! Deiner Liebe! mein Sohn, nicht ihr selbst, nicht ihrer

Unschuld, und wäre sie reiner als das Licht der Sterne. Deiner Liebe übergebe ich die Jungfrau!

Bin ich nach einem Jahre nicht zurück, oder habt Ihr keine Nachricht von mir, so vertraue ich Dir noch mehr mein Sohn, die blaue Chatouille, die Agathe kennt, mit dem doppelten Siegel.

Erbrich sie, lies die Papiere, die sie enthält, und thue dann, was Dir gut und recht scheint. Aber ehre den Wunsch von Agathens Vater. Er hat die Welt gekannt, und das Leben, und den Menschen.

Ein Jahr lang lebe mit Agathen, so wie ich mit ihr gelebt habe, in bürgerlicher Mäßigkeit und Gemüthsruhe. Frau Wolf sei ihr Mahne, und Arbeit und Heiterkeit theile und beglücke ihr Leben! Und nun lebt wohl, meine Kinder! Agathe liebe Dich, wie sie mich liebte. Ich gebe Dir, mein Sohn, die Rechte, welche mir die Natur über Agathen gab. Lebt wohl! Gottes Segen mit Euch!

Das las Wolf Agathen vor. Dann sah

er sie mit unruhigen Blicken an, errathend, welch eine Zukunft ihm bevorstände; aber Agathe? Agathe, schon von den Grüßen: junge Frau! unendlich erheitert, schlang vertraulich den Arm um seinen Hals, sagte mit froher Stimme: mein lieber Mann! und dann: mein Bruder! mein Vater auch! Und das hat meine Mutter gut gemacht, denn nun bist Du, siehst Du, mein Alles! Mann, Verlobter, Bruder, Freund, Beschützer, — Vater? nun ja, auch das! Ich wollte, es gäbe noch mehr theure, schöne Nahmen, welche die Natur, die Tugend, und die Liebe geheiligt hat. Und ich habe nur Einen Nahmen: Agathe! Geliebte, liebe Frau! und den höre ich am liebsten, jetzt, jetzt gerade am liebsten. O mein lieber, lieber Wolf, wie glücklich wollen wir das Jahr sein! wie sehr glücklich! Das sollst Du erst sehen!

Und Deine Mutter?

Ach! Sie trocknete ihr Auge: Gottes Engel mögen sie begleiten. O hätte ich Dich verloren, und ich hoffte wie sie, Dich zu finden, wie glücklich würde ich sein!

Und die Papiere?

Wir lesen sie nicht, lieber Wolf. Wir lesen sie nicht! Nein, nein! wir lesen sie nicht. Und ein Jahr lang haben wir Zeit; eine lange Zeit, ein Jahr lang! Weißt Du wohl, daß Du einmahl in Juh sagtest: wer einen Monat lang so glücklich gelebt hat, wie ich, weißt Du noch? — der hat gelebt, und nun ein Jahr lang, lieber Mann, ein Jahr lang, so denke doch, und Du weißt noch gar nicht, wie glücklich ein Mensch sein kann. Wir denken nicht an die Papiere und sind glücklich. Die Papiere kommen mir vor wie der Tod, oder das Alter, oder die Zukunft. Man denkt nicht daran, das ist das Beste, und ist glücklich.

Da Wolf nun mit allem Grübeln nichts Klügeres zu sagen wußte, als was die frohe Agathe gesagt hatte, so nahm er sie in seine Arme, und nannte sie Schwester, Tochter!

Aber da wurde sie ernsthaft, und forderte die Nahmen, die ihr gehörten, Frau, oder Agathe.

Und von diesem Augenblicke hob ein so

einfaches, glückliches, seliges Leben an für beide, daß beide oft, recht oft nicht recht wußten, ob sie noch auf der armen, freudenkargen Erde lebten oder im Himmel.

Außer dem Hause war Agathe die ehrbare Hausfrau, wie sich's ziemt, mit der Haube, oder war sie recht heiter, mit der Tyroler Pelzmütze, die jede Spur von dem weichen, seidernen Haar, und von der Marienstirn verhüllte, den schlanken, jungfräulichen Körper von der langen, bis auf die Füße gehenden weißen Leinwand bedeckt, mit ehrbar langsamen Gange, links und rechts grüßend. Er mochte nun auch sagen, was er wollte; ich bin Deine Frau, sagte sie ernsthaft, und hüllte sich ein.

Drang er darauf, sie sollte die schönen Locken nicht ganz verbergen, dann rief sie: o meine Mutter vertraute mich Dir! Ach, lieber Himmel, wenn ich nicht wäre, man würde sagen, des Wolfs junge Hauswirthin verdient den Namen Wolf auch nicht. Geht sie nicht, als suchte sie noch einen Mann? Frau Wolf sei Agathens Nahme, schrieb die Mutter, und

der Frau geziert die Haube, der Ernst, und der leinene Mantel. Ich soll außer dem Hause nicht schön sein! Sie gleng, das große Bund Schlüssel an ihrer Hüfte, mit der Scheere, und der Bügeltasche ehrbar dahin. Kam sie nun zu Hause, so war sie nach fünf Minuten die hüpfende, fröhliche Jungfrau. Die blonden Locken ringelten sich auf der glatten, edlen, offenen Marienstirn, und verhüllten nur scherzend ihren weißen Nacken und Schultern. Ein schlichtes weißes Kleid, — denn bunte Bänder trug sie auch zu Hause nicht mehr, denn ich bin Wolfs Hausfrau! sagte sie — umschloß die schöne, feine Gestalt. Dann warf sie die beiden runden, schneeweißen Arme um seinen Hals, und sagte mit den frohen trunkenen Blicken: nun bin ich ja Deine Agathe wieder, Deine geliebte, junge Agathe, und dann legte sie ihre Guitarre in ihren Arm, und die schönen Augen zu ihm muthwillig erhebend, dann sie verschämt niederschlagend, sang sie ein Italiänisches Lied voll Leidenschaft und Liebe. Aber mitten in diesem reizenden, lockenden Spiel der

vertraulichen Liebe, vergaß sie die Würde der Jungfrau nie.

Sie entzog sich, ehe er sich's versah, mit einer neuen Freude seinen Armen. Ein Paar Mahl erhob sie ernst den Finger zu drohen, und sagte: Du! denk an der Mutter Brief. Ja, einmahl erinnerte sie ihn mit bittenden Thränen an der Mutter Bitten. Sie hielt des Mannes wilde Begierde an den seidenen Fädchen ihres Lächelns oder ihres Ernstes, und jeden Tag liebte sie ihn mehr, und inniger. Und war sie nun über die Maasse fröhlich und glücklich, und er mit ihr, so sagte sie, wenn sie in ihr Schlafzimmer schlüpfte, mit der Thüre in der Hand: o Wolf, haben wir nicht einen langen, seligen Polterabend?

O die schönsten Vigillen, Agathe, den schönsten heiligen Abend unsers Glücks, rief er die Arme nach ihr ausstreckend.

Gute Nacht! liebster Wolf! rief sie, und die Thüre gieng hinter ihr zu.

O, rief er dann: ich möchte wünschen,

dieser heilige Abend dauerte so lange als mein Leben! Kann ich denn glücklicher werden?

So lief eine Minute dieses heiligen Abends nach der andern hin, und sie machten kleine Reisen nach dem Kloster, nach Stetten, in die Gebirge, und oft standen dem Mädchen Thränen in den Augen, welche ihr die Seligkeit auspreßte, wenn sie nach veränderten Stunden an seiner Seite saß als seine Schülerin, und mit ihm las, und sich erklären ließ von ihm, was sie nicht verstand, und wie unter dem heuschen Schuß dieser ewig warmen Liebe, das Vertrauen, die Freundschaft so hoch empor sproßte, wie die Liebe selbst, und jede Tugend, einfach wie ihr Leben, mild empor blühte, und beide ein Beispiel wurden für jede Tugend in dem kleinen Städtchen. Engel nur kannten die Reinheit der treuen und liebenden Herzen.

Der Winter war auch hingelaufen. Die erste Blume des Frühlings fand Wolf. Die erste Lerche hörte Agathe.

Aber da dachte er an den funfzehnten Mai, an seinen Philipp, an sein Vaterland, an

Alles, und mit Schrecken an die blaue Chatouille mit den Papieren.

Das Jahr war vorüber gelaufen. Sie hatten zweimahl Nachricht von der Mutter, welche noch immer und näher die Hoffnung näherte, ihren Mann und Agathens Vater zu finden.

Kurz vor dem Ablauf des Jahrs schrieb sie Wolfen, daß er nun Freiheit habe zu handeln, wie er es für gut fände. Sie nannte ihm den Ort, wohin er Nachricht von sich und Agathen für sie zu senden hätte, und Wolf sagte zu Agathen: der heilige Abend ist zu Ende, liebe Agathe!

Er sagte die Worte mit des Glücks jauchzender Stimme; aber Agathe erröthete und sie reichte ihm die Hand mit bedecktem Auge.

O gern, wie gern, mein Wolf, hätte ich mich vor dem Altar mit Dir einsegnen lassen in Kloster Zell, da, wo die Gebete des Kindes, der Jungfrau, der Geliebten gen Himmel stiegen. Es ist der erste Wunsch, dessen Erfüllung mir versagt ist.

Aber beten will ich dort noch einmahl, ehe wir von hier scheiden.

Er gieng mit ihr hinauf. Er legte der Aebtissin alle Briefe der Mutter vor, und erzählte der Aebtissin, wie keusch er die Jungfrau bewahrt hatte.

Er bat um den Segen vor ihrer Kirche Altar zu seiner Ehe.

Da wurde Agathens Wunsch erfüllt. Die Jungfrauen aus Oberdorf begleiteten die keusche Jungfrau zu dem Kloster, und der Segen der Kirche wurde über ihre Ehe gesprochen.

Die junge Frau, nun wirklich Frau, lobte vor dem Altar, nach ihm noch einmahl zu wallfahrten; dann übertrugen sie Haus und Feld dem Nachbar zur Verwaltung, nahmen Abschied von ihren Mitbürgern, und sie gingen zu Fuß, darauf drang Agathe — den Weg nach Wolfs Vaterlande.

Die Papiere trug Wolf, ohne sie entseelt zu haben. Ich will sie lesen, sagte er, in den Armen meines Philipps.

Er hatte zwar an seinen Philipp ein Paar

Mahl geschrieben; aber ob die Briefe sich zurecht gefunden hatten, wußte er nicht. Er wußte in der That nicht recht, wo Hedingen lag, aber in Steinen mußte er Nachricht von Philipp finden, und so gieng er mit Agathen gerade auf Steinen zu. Diese Reise nannte Agathe die Glitterwochen ihrer Ehe, und diese Glitterwochen, Agathe, sollen dauern, so lange unsre Reise durch das Leben dauert! Amen! sagte die junge Frau, und drückte ihn an die treue Brust.

Wolf und Agathe kamen in Steinen an. Wer wohnt jetzt auf der Burg?

Herr Stiller mit seiner Tochter. Und, rief der Wirth, ihn erkennend: eben der Herr, der vor drei Jahren mit ihnen hier war, Herr Wolf ist der Besitzer, ist aber nicht hier.

Wer? wie? wo? rief Wolf verwirrt vor Freude, und ohne die Antwort abzuwarten, gieng er mit Agathen durch das Wäldchen, und kam vor der Burg an, auf deren Vorsprünge Emilie mit ihrer Guitarre saß; ganz schwarz gekleidet, ein wenig nonnenhaft. Das
sanft

sanft erblaßte Gesicht, das heilige Feuer in dem Auge, gab dem Mädchen etwas Ueberirdisches.

Sie sah etwas schen herab den beiden Fremden entgegen, die gerade und dreist zu ihr herankamen, und zwischen dem Gestein heraufstiegen.

Ich suche hier den Besitzer der Burg, Herrn Brandes, oder unter meinem eigenen Namen, Wolf.

Er ist nicht hier! antwortete Emilie, ihren Schleier unvermerkt über das Gesicht herabschlagend. Ich will meinen Vater rufen.

Wolf stieg mit Agathen hinauf, und sie setzten sich in die Blumenpforte, bis Stiller hervortrat.

Sie sind —

Ich suche meinen Philipp.

Herr Wolf!

Necht, und das meine junge Frau. Und Sie?

Ich heiße Stiller.

Und das war Ihre Tochter?

Ja, Herr Wolf.

II. Band.

R

Und mein Philipp ist verheirathet?

Nein!

Nein? nein? Sie wissen wohl nicht —

Sehr wenig.

Hier sah Wolf dem Manne ins kalte, stolze, erstarrte Gesicht. Aber Sie werden erlauben, Herr Stiller — oder Ihnen gehört diese Burg?

Ihrem Freunde, dem Rittmeister.

Rittmeister? So darf ich Sie um ein Paar Tage Gastfreundschaft ersuchen.

Er gieng mit Agathen in das Zimmer, das seinem Philipp gehörte.

Wolf sah rings umher, und fand noch alles so, wie er es verlassen. Er las auf den Scheiben die Liebesbriefe, und unter seinem Brief hatte der Rittmeister geschrieben: o mein Wolf! Gott segne Dich!

Er küßte die Worte.

Er gieng in den Garten, er fand das Grabmahl von Juliens Mutter, er fand das Rabinet, der Stummen, aber ewig treuen Liebe geweiht.

Er fand noch auf dem Tische den angefangenen Brief an sich, und er benetzte den Brief mit Thränen.

Während er so im Garten umherstreifte, stand Stiller vor Agathen, und erfuhr von ihr, daß ihr Mann der vertraute Freund Philipps wäre, und Stillers Stirn erheiterte sich.

O auf diesen Besuch hat Philipp dieses Jahr vergebens gehofft.

Der Anblick der wilden Freude, der schönen Begeisterung der Freundschaft in Wolfs Seele, der Anblick des jungen, heitern Weibes, das vor Emilien wie ein Engel des Trostes, sogleich fest und mitleidig stehen blieb, das gab dem Herzen Stillers doch eine kleine Bewegung mehr, und da er nun mit Wolfen redete, und Wolf frei sagte, daß er sich früher durch eben solche Ideen, wie Stiller hatte, über das Leben hätte erheben wollen, und daß Philipps Freundschaft, und die Liebe der jungen Frau da ihn aus dem Spinnegewebe einer falschen Philosophie gerettet hätte.

Und wenn die Liebe und die Freundschaft
Sie betrogen hätte?

Wenn — meine Grundsätze hätten mir
nichts geboten als einen Dolch. Aber diese
Liebe der Beiden, auch wenn sie vergienge, und
sind sie denn nicht sterblich? hat mir Hoffnung
gegeben, die dauern wird bis ins Grab. Und
hätte ich nur Ein Herz gefunden, das nur
Einen Moment mich geliebt hätte, so war Gott
und die Ewigkeit erwiesen; denn die Liebe war's.

Und war diese Liebe nichts als ein Spiel
der Nerven, der Muskeln?

So danke ich Gott, daß er den allmächtigen Geist seines Lebens sogar an die Fäden meines Körpers band; denn Liebe ist nichts Irdisches, wie der Gedanke nicht. Nehmen Sie Beides weg, so bleibt nichts übrig, als das Gelächter des Wahnwizes oder der Verzweiflung. In den Saiten wohnt der Ton, wir wissen nicht wie, aber die Melodie wird nicht von den Schwingungen der Saiten hervorgebracht, sondern der Geist muß sie schaffen, die Liebe. Ich kann den Geist viel eher begreifen

fen, als den Körper, die Masse ist todt; aber der Geist schafft Bewegung, und die Masse lebt.

Stiller wurde nicht überzeugt; er hielt seine furchterlichen Grundsätze noch fester, als vorher; aber Wolf hatte ein siegendes Wort. Nur der Unglückliche, sagte er: nimmt zu diesen Grundsätzen seine Zuflucht, und ungern, und nur, wenn das Leben ihm keine Freude mehr zu bieten hat, und der Bösewicht ergreift sie, seine Verbrechen zu beschönen, und sein grausames Glück darauf zu bauen. Wer noch eine Hoffnung hat, und ein tugendhaftes Gefühl, verwirft sie.

Sie haben mein Leben getroffen. Ich habe keine Hoffnung mehr.

Die Hoffnung, rief Wolf, daß das bleiche Gesicht ihrer Tochter —

Halten Sie, grausamer Mensch. Sie eben, meine Tochter hat alle Hoffnungen des Lebens verloren wie ich!

Sein Auge blickte, und kalt wendete er sich von ihm ab,

Sie redeten nie wieder davon. Wolf schrieb von hier aus an seinen Philipp. Er kündigte ihm an, daß er in Steinen wäre mit seiner jungen Frau. Er bat ihn, ihm zu antworten, ob er nach Steinen, oder ob er zu ihm nach Heddingen kommen sollte.

Dann nahm er die versiegelten Papiere mit sich in Philipps Kabinet. Er schloß sich ein, er erbrach sie, und er fieng an zu lesen.

Der Baron von Scharnesfeld legte auf einmal, Niemand konnte errathen warum, seine Stelle an dem Hofe des Fürsten, der ihn liebte, nieder, und zog mit seiner jungen Gemahlin, und seinem Sohne von zwei Jahren, auf eine alte, einsam gelegene Burg ins Gebirg, brach allen Umgang mit seinen Freunden, und er hatte Freunde, obwohl er am Hofe lebte, und mit der ganzen Welt ab. Man sagte, er sei eifersüchtig auf seine schöne, junge, fröhliche Gemahlin geworden, oder sie auf ihn. Genug, man erfuhr nichts weiter von ihm, und er wurde vergessen.

Seine Frau kam mit einem lächelnden,

aber erblaßten Gesicht auf der Burg an. Ein alter Bediente, den sie mitgebracht hatte, und der sie genau kannte, behauptete, ihr Herz sei gebrochen, wer es auch gebrochen hätte.

So hat es der Herr nicht gebrochen! fielen die andern Bedienten ein.

Der Alte schüttelte den Kopf, obwohl der Baron seine Frau anbetete, nicht eine Minute von ihrer Seite wich, nicht mehr auf die Jagd gieng, die er leidenschaftlich liebte.

Ihr Herz war gebrochen; denn sie wurde immer freundlicher und immer blässer, und nach zwei Jahren begrub der Baron seine geliebte Frau, und schwor an ihrem Grabe, die Burg, die ihr Grab enthielt, nicht wieder zu verlassen.

Er lebte einsam, er lächelte selten. Selten vergieng ein Tag, an dem er nicht seiner Gattin Grab besucht hätte, und wenn die Bedienten ihn sahen und hörten, was für Worte er in seinem Schmerze ausstieß, so sagten sie alle: er hat ihr das Herz gebrochen, aber gewiß wider Willen!

Der Baron erhielt den Besuch eines Man-

nes, den er hochschätzte, obwohl er nur ein Geistlicher war. Der Geistliche erhielt die Erlaubniß von Rom, bei dem Baron bis an seinen Tod bleiben zu dürfen. Die Erziehung des Sohnes war das Geschäft der beiden Männer; aber sie hielten beide dafür, daß der Mensch Raum haben wollte, wenn er gedeihen sollte, und so konnte Herrmann — der Knabe hätte keinen schönern Namen bekommen können — unter der Aufsicht des alten Bedienten, eben des, der meinte, das Herz wäre der Baronin gebrochen, auf der Burg, oder im Garten, oder noch höher hinauf im Gebirg, oder unten im Thal eben so frei heben, als sein großer Namensvetter, den Varus kennen lernte. Und der Grundsatz des Vaters und des Mönchs schlug gut ein. Der Knabe gedieh, hielt gute Nachbarschaft mit dem Adler, der hoch im Gebirge horstet, und mit dem Bach, in dessen Gesellschaft er seine ersten kleinen Reisen machte, von Fels zu Fels stürzend, dann leise durchs Thal ziehend bis an den Fluß.

Da sein alter Mentor, der Bediente,

nicht überall mit hin konnte, wohin der Knabe den Muth und die Freiheit zu gehen hatte, so nahm er noch zwei Nebenpädagogen in Dienst, einen treuen Pudel, und einen Sausänger. Die beiden Hunde mußte der Kleine füttern, und so giengen sie nicht von seiner Seite.

Wenn nun der Kleine von einer Reise mit dem Flusse, denn auch mit dem fieng er an Nachbarsfreundschaft zu treiben, zurückkam, so saß der Mönch, dessen Seele so sanft war wie die Flöte, die er sehr schön blies, mit ihm auf dem Abhange ins Thal, und erzählte ihm die Thaten der Vornwelt, und hinter Theseus und Cyrus Geschichte, die der Mönch erzählte, an dieses hohe Pantheon baute der alte Bediente wohl noch ein Gothisches Kapellchen, die Geschichte des gehörnten Siegfried, oder das in der Luft schwebende Eden eines Feenmärchens, worin der Bediente eben so stark war, als der Mönch in der Geschichte.

Die Flöte wollte Herrman nicht lernen; aber desto eifriger griff er nach dem Waldhorn; denn damit, sagte er zu dem alten Franz: kann

ich in einem Nu alle Hoenstimmen in den Felsen — er verstand das Echo — rege machen.

Eine Flöte war er nicht, der Knabe, sondern eine Trompete zur Schlacht, und eine Pauke zum Sieg.

Er lernte eher schreiben als lesen, und seine Buchstaben sahen aus wie Lapidarschrift, und war sein Herz erfüllt, und alles konnte sein Herz mit seltsamen Gedanken füllen, so blies er langgehaltene Töne hinaus in die Felsen, und antworteten laute und leise Stimmen der Einsiedler in den Felsen, so nannte er das Echo auch, ohne den Ossian zu kennen, so war er sehr glücklich.

Er nahm nun wohl ein Buch mit auf seine Reisen; denn Bach und Fluß wurden, obwohl er sie liebte, ein wenig langweilige Begleiter; denn sie konnten ihm nicht einmahl sagen, wohin sie giengen. Woher sie kamen, hatte er dem Bache abgefragt oben in den Klippen, wo er entstand. Er kletterte in seine Laube, so nannte er eine Eiche auf einem einsamen Felsen, in deren Gipfel er sich einen Sitz von Weiden ge-

flochten hatte. Hier saß er, und ließ sich vom Winde, am liebsten vom Sturm schaukeln, und seine Hunde ruhten an der Wurzel, der Schwelle seines Pallastes.

Auf die Jagd gieng er gern; aber nie auf den Anstand. Er verfolgte seinen Hirsch von Wald zu Wald mit seinen beiden Hunden, unermüdet, bis er ihm zum Schuß kam. Er hatte Muth zu allem Schweren, und Cyrus Eroberung von Babylon brachte ihn dahin, den Bach im Gebirge abzdämmen, und mit einer, für seine Kräfte und für seine Jahre ungeheuern Arbeit gelang ihm das Werk.

Der Müller unten erkannte, daß das Mühlwasser ausblieb, noch mehr erstaunte das Dorf unten, da der Bach auf einmal ins Dorf drang. Er war trotz der Vorwürfe, die er erhielt, eben so fröhlich wie Cyrus, von dem er es gelernt hatte.

Es war ein seltsames Gemisch in des Knaben Seele von weicher Schwärmerci und von wilder Stärke.

Er wollte Soldat werden, oder ein Mönch,

oder er wollte eine Welt entdecken, und er konnte es Kolumbus lange nicht verzeihen, daß er ihm Amerika's Entdeckung so vor seiner Stirn weggefangen hatte.

Robinson war sein Mann, und er hätte alles für eine wüste Insel gegeben, und da in seiner Seele nichts lag, das er nicht auch vor Augen sehen wollte — denn Franz, lieber will ich gar nichts denken, wenn ich es nicht auch machen soll, sagte er — so führte er den Robinson, so gut sich's thun ließ, in einem versteckten Winkel eines Thals zwischen Felsen aus. In einer Felsenhöhle war seine Wohnung, und zu gleicher Zeit die Delphische Orakelhöhle; denn er trieb alles in Eins, und mit Eins. Hier las er, und studirte stoßweise; wenn ihn etwas ergriff, so gieng er ihm nach durch alle Bücher Monate lang, und gewöhnlich stand er am Ende, wenn er glaubte, nun alles zu erfahren, vor dem Nichts, in dem es zerrann; aber er hatte bei der Gelegenheit viel Gründliches gelernt, und eine neue Idee spielte mit ihm gewöhnlich dasselbe Spiel, bis er end-

lich nach jahrelangen Arbeiten auf seiner Insel, und in des Robinsons und Apolls Höhle seinen Lehrer, den Mönch, voll Verdruß fragte: was kann ich denn wissen? Was ist gewiß?

Gott und Du, und das Band zwischen Euch, die Liebe. Es steht in keinem Buche, Herrmann; aber Deine Felsen, Deine Thäler, Dein Himmel über Dir, die Sterne, Dein Adler mit seinem hohen Neste, und der Maulwurf mit seiner Orakelhöhle, Deine Gedanken, Deine Gefühle sind die Buchstaben in diesem Buche. Geh in Dich, und lies.

Gott und ich! Ich und Gott! Er grübelte. Fühlen soll ich's? Denken will ich's! Kennen will ich ihn.

Er lag oft in der Orakelhöhle auf den Knien, und betete mit heißer Inbrunst um einen Strahl vom Himmel, seine Seele zu erleuchten. Da sang einmahl vor der Burg ein ziehender Musikant, und jeder Vers endigte: Liebe und Freundschaft sind Strahlen von oben.

Die Worte drangen wie ein Orakel in sein Herz.

Liebe und Freundschaft; hier konnte der siebenzehnjährige Jüngling sie nicht finden, hier nicht in den finstern Höhlen.

Er kannte weder die Liebe noch die Freundschaft; aber aus seines Bedienten Mährchen wußte er doch so viel, daß das ganze Wunderland seiner brennenden Phantasie, daß seines Lehrers Weisheit, daß seines Vaters Befehle darauf ruheten. Und so war er mit Einem entschlossen. Er verlangte von Hause weg. Er wollte Soldat werden.

Sein Lehrer fand seinen Wunsch billig. Man machte alle Anstalten zu seiner Abreise, und da der Tag sich näherte, da schauderte der Jüngling, sein Heiligthum, seine Orakelhöhle, die Wiege seiner ersten Träume, die wilde Gegend zu verlassen; aber dennoch klopfte sein Herz der neuen Welt entgegen, die er entdecken sollte; denn er hatte sie noch nie gesehen. Er kannte nichts als seine Burg, das Dorf, die Höhlen, das Thal, Bach und Fluß, und seinen Vater, mit seinem Lehrer und die Leute der Burg. Sein Franz begleitete ihn. Er gieng in

die Hauptstadt, und trat als jüngster Offizier unter ein Regiment, das seiner Mutter Bruder als Obrister kommandirte.

Er blies die Melodie zu den Worten: Freundschaft und Liebe sind Strahlen von Oben! auf der Flöte, die er in dem letzten Jahre seines erweichten Herzens von dem Mönch gelernt hatte, sobald er auf seinem Zimmer allein war.

Auf der ersten Parade wurde er dem jungen Fürsten vorgestellt. Sein Auge aber blieb auf einen jungen Menschen im Gefolge des Fürsten hängen, der von seinem Alter, mit brennenden Augen, stolz wie ein Gott, dastand.

Er fragte einen Offizier nach seinem Namen. Graf Korb, war die Antwort, vom Generalstabe.

Er behielt ihn im Auge. Nach der Parole schwang sich der Graf auf einen Engländer. Hoch schwankte die Feder vom Hute, Herrmann sah verlangend dem Reiter nach.

Er sah ihn täglich wieder. Seine Blicke hingen fest auf den Grafen. Doch redete er ihn nicht an. Er stand nur in seiner Nähe.

wenn er mit Jemanden sprach, und weidete sich an dem schönen Ton seiner Stimme und an dem einfach ritterlichen Wesen.

Auch sein Pferd hatte Herrmann bringen lassen, einen wilden Normann; er schwang sich auf, wie der Graf sein Pferd bestieg. Der Graf sah sich nach dem jungen Reiter um, der das mächtige Thier bändigte; aber nicht gut ritt.

Sie ritten beide einen Weg; aber nicht zusammen. Herrmann sprengte nach ein Paar Minuten in wildem Galopp davon. Er zürnte, daß der Graf, den er liebte, so viele Bekannte hatte, die er grüßte.

Er liebte ihn immer mehr, je öfter er ihn sah, und zürnte immer mehr mit ihm in seinem vollen Herzen, das den Freund suchte, das ihn gefunden hatte, und das ihn mit keinem Menschen theilen wollte. Und stand denn nicht der Graf da, und reichte zehn Jünglingen die Hand, und einigen sogar die Lippen, redete mit denen so freundlich, als wäre er ihr Freund, als liebte er sie? Grüßte er nicht rechts und
links

links vom Pferde herab hier ein schönes Mädchen, und dort eines? Und mußte er nicht allein ihn lieben, und jede andere Liebe verschmähen? Gieng er nicht auf dem ersten Maskenballe in der Kleidung eines Spaniers von Mädchen zu Mädchen, und sah den armen Herrmann nicht, der in der Rüstung eines Ritters, deren alte, ächte Pracht aller Augen auf sich zog, elusam an einer Säule stand, und vergebens das Symbol der Freundschaft: die verbundenen Hände, auf seinem Schilde trug? Lief nicht der Graf frohlich an ihm weg mit den eiligen Worten: so allein, Herr Ritter? und die zweite Hand auf Eurem Schild fehlt Euch? Und wartete kaum die Antwort ab: ich trage sie im Herzen? Sah er ihn nicht auf und ab fliegen im Tanz mit den Mädchen, und sollte er nicht zürnen, daß der, den er liebte, so ein Weichling war?

Aber er liebte ihn desto mehr, und sein Blick und sein Fuß verfolgten ihn.

Da erfuhr der Graf, wer der Ritter war, der ihn verfolgte. Er hatte längst an den

Jüngling gewollt, dessen Blicke so ernst und dennoch so voll Liebe immer auf ihn hiengen.

Er trat auf den Ritter zu, ergriff seine Hand, und sagte: ich wollte, diese beiden Hände bedeuteten das Zeichen auf Eurem Schilde.

Ich wollt' es umgekehrt! antwortete Herrmann: das Zeichen bedeutete unsre Herzen.

Sie drückten sich die Hände, und sie glengen beide in ein Trinzimmer.

Wir machen Brüderschaft! sagte Korb. Champagner!

Rheinwein! verbesserte Herrmann. Sie stießen an. Jeder trank nur Ein Glas.

Ich komme Morgen früh zu Dir! sagte der Graf.

Was hindert Dich jetzt? fragte Herrmann?

Sie glengen zusammen. Herrmann wohnte wenig Schritte davon. Sie fielen einer an des andern Brust. Sie schworen sich ewige Freundschaft.

Da deckte Herrmann mit gerader Liebe dem Grafen seine ganze Seele voll glühender Liebe auf, mit seiner Eifersucht, mit aller seiner

Herrschaftsucht, unbesorgt, denn er zeigte ihm den Himmel eines unentweiheten Herzens, und den kühnen, ritterlichen Muth eines Mannes.

Nun bitte ich Dich, Adolph, laß uns der aufgehenden Sonne entgegen reiten, Ich gebe Dir Kleider und ein Pferd.

Sie ritten durch die dunkeln Gassen in's Freie. Herrmann kannte die Gegend besser, als Adolph. Die Pferde brausten; der Jünglinge Herzen hoben sich ahnungsvoll; aber sie schwiegen. Da stieg die Morgenröthe empor, und dann die Sonne.

Sie ist mir in Dir aufgegangen, Adolph! sagte Herrmann weich. Laß sie mir nicht eher untergehen, als mit meinem Tode.

Sie stiegen ab, und gaben einem Hirten die Pferde zu halten.

Hast Du mich gesucht, Adolph? fragte Herrmann feurig.

Von dem Tage an, da Du dem Fürsten vorgestellt wurdest.

Da fiel Herrmann mit allen Flammen der Liebe an Adolphs Brust, und rief: seit

meiner Kindheit habe ich Dich gesucht, und nun habe ich Dich gefunden!

Er drückte ihn immer heftiger an sich; denn nun hatte er ihn, dem er das lang verschlossene Herz, und alle Quellen seiner Liebe öffnen konnte.

O es wohnt in dem reinen Herzen der Jugend der starke Geist der Heldenfreundschaft. Adolph fand in Herrmann das Herz, das er lange gesucht, das Echo seiner geheimen Ahnungen, seiner Sehnsucht, die heiße Begeisterung, die er wollte, die er wieder geben konnte, und die er wieder gab.

Es waren nicht Worte, die Adolph sagte, die Herrmann als Wahrheit fühlte, daß sie sich nur wieder gefunden hätten, wie zwei lang getrennte Brüder, und auf dem Rückwege, wo sie die Pferde hinter sich her führten, um Hand in Hand gehen zu können, wurde der Plan ihres Lebens entworfen, und noch an diesem Morgen zog Herrmann zu Adolph ins Haus, in zwei Zimmer, die noch unbesezt waren, und

beide fühlten, daß sie sich von Herzen liebten, und sie täuschten sich nicht.

Spotte der begeisterten Freundschaft des jungen Herzens nicht; bringe denn die Freundschaft, die der Mann, das Amt, der Eigennuß, der Umgang schleßt, Dein Herz in die schöne Bewegung, die Du fühlst, wenn ein lang vergessener Jugendfreund in Dein Zimmer tritt, und Dein Herz auf einmal bei der bekannten Stimme jung und großmüthig wird? Der Mann sucht einen Freund, um einen Stab für die Lebensreise draus zu machen, als eine Staffel zum Steigen; der Jüngling sucht den Freund, um ihm seinen Arm, seine Börse, und sein Herz zu geben. O spotte nicht! denn wenn Du spotten darfst, so darf er verachten.

Der alte Franz trat zu den beiden jungen Herrn ins Zimmer, und da er sie einer in des andern Armen fand, traten Thränen in sein Auge, das er nicht von der Gruppe des Pyrlades und Orestes abwenden konnte.

Gott segne Sie, meine lieben jungen Herren! Eben so saßen Ihre beiden Väter, der

Herr Graf Korb; es ist mir, als wäre es heute. Der Herr Graf, und meines jungen Herrn Vater, hielten bei einander, treu im Leben, wie zwei Brüder, wie zwei nahe Sterne, die immer und immer nicht von einander weichen.

Diese neue Idee gab ihrer Freundschaft keine neue Kraft; aber eine höhere Würde.

Sie ließen sich von dem alten Franz erzählen, wie die Freundschaft ihrer Väter entstanden war.

Adolphs Vater war todt; aber beide Jünglinge sprangen auf und riefen zugleich; wir wollen hin und dem Vater die Freunde bringen.

Sie nahmen Urlaub, und ritten nach der väterlichen Burg Herrmanns.

Der Baron Scharnefeld sah mit dem Entzücken der Jugend den Sohn seines Freundes in den Armen seines eigenen Sohnes wieder. Er wurde unendlich bewegt. O ehre die Freundschaft, Kinder, sagte er, denn hätte ich Deinen Vater nicht so früh verloren, Adolph,

so wäre ich gewiß nicht unglücklich geworden. Ist die Liebe mächtiger geboren, so wird die Freundschaft mächtiger durch die Dauer. Die Liebe wird treulos wider ihren Willen; aber der Freund muß ein Bösewicht werden, ehe er den Freund verrathen kann. O ich bitte Euch, ehrt Eure Freundschaft. Du Herrmann sei weich an Adolphe's Brust, und Du Adolph stark in seinen Armen! Die Freundschaft ist des Lebens höchstes Gut; denn die Liebe ist nur der Tugend Lohn.

So redete der alte Baron alle Tage; alle Tage mußten sie vor seinen Augen das Gelübde der Freundschaft wiederholen.

Der sanfte Mönch sagte lächelnd: ich habe der Liebe entsagt, und bin tugendhaft geblieben. Meint ihr, ich hätte auch der Freundschaft entsagen und tugendhaft bleiben können? Er reichte mit einem Ausdrücke reiner Zärtlichkeit dem Baron die Hand.

Nun führte Herrmann seinen Adolph auf alle Höhen, in seine Orakelhöhle, in seine Thäler, und in jedem Heiligthume seiner Jugend,

wo er dem Freunde die warme Sehnsucht seines Herzens erzählte, stand ein Altar, an dem sie auf's neue den Schwur der Freundschaft wiederholten, sich treu zu sein im Leben und Tode!

Und schwöre mir, Adolph, rief Herrmann begeistert: daß Du meiner Freundschaft trauen willst, und stände Dein Leben auf dem Spiel, oder Deine Ehre, auch wenn ich dann schweige.

Adolph lächelte, und reichte ihm die Hand zum Schwur.

Aber Herrmanns eifersüchtige Freundschaft foderte alle Opfer. Sage, rief er mit Augen aus denen Thränen stürzten: sage, daß Du mir trauen willst, auch wenn ich zu Deinen Feinden stehe.

Zu meinen Feinden, Herrmann?

Zu Deinem Todfeinde; denn Du sollst nicht zweifeln, nur nicht zweifeln. Sage es!

Ich will Dir trauen! denn zu meinen Feinden wirst Du nie gehören. Ich will!

Und wenn ich kalt bin wie Eis, und hart wie diese Felsen; wenn mein Auge feindlich

Dich anblitzt, wie das Haupt der Gorgone:
so sollst Du Dein Haupt vertrauend zum Schlaf
an meine Brust legen, wie der Säugling an
die Brust der Mutter.

Wie wäre das möglich? Aber ich will, ich
will!

Denn kannst Du sagen, was in der Zu-
kunft verborgenen Schooße schlummert? weißt
Du, von welchen Opfern meine Phantasie
träumt? Und wenn Du für mich an des Todes
Abgrund trittst: so sollst Du sagen: Herrmann
kommt, mich zu retten!

Und muß ich für Dich hinabstürzen, so
will ich mit Deinem Nahmen Herrmann! auf
den Lippen, fallen!

Du sollst nicht fallen, und fällst Du, so
falle ich mit Dir. Denn hier saß ich in dieser
dunkeln Höhle, und sah mit Todeschauern,
wie die Zeit vor mir vorüber rauschte, und ich
hatte den Freund noch nicht gefunden, der mir
mehr sein sollte, als einer aus Thebens heiliger
Schaar, die nur für einander und mit einander
sterben konnten. Ich suchte den bessern Freund,

Ich streckte die Hand nach einem Damon aus, der auf dem Blutgerüst, der Bürge für meinen Tod, ruhig steht, und vertraut: sein Phintlas kommt gewiß. Diese Freundschaft ist der hohe Preis meines Lebens, Du mein Adolph! Um den Preis lag der Jüngling hier auf den Knien und betete. O Adolph, Vertrauen schwöre mir, und wenn Engelstimmen vom Himmel riefen: er liebt Dich nicht mehr! so sollst Du sagen: ihr lügt. Ich weiß, daß er mich liebt. Willst Du?

Ich will, beim hohen Gott! ich will, Herrmann! rief Adolph in einer höheren Begeistertung. Ich sehe ja jetzt, was Du meinst. Ich will Dich mit dem Finger auf der Lippe unendlich lieben. Es könnte ja sein, das grim-mige Schicksal träte zwischen unsre Hände, zwi-schen unsre Lippen; aber zwischen unsre Herzen soll es nie treten. Was ist das Band zwischen höhern Geistern, die Freundschaft, heiß wie un-sere! Was das zitternde junge Herz Liebe nennt, muß in Freundschaft endigen. Ich will! aber Du selbst auch.

Aber ein Zeichen soll diese Stunde haben, wenn sie je erscheint. Ich nenne Dich dann Damon, und Du mich, wenn das Geschick das große Opfer verlangt.

Damon! sagten sie beide in einer feurigen Umarmung, und sie giengen von einander, das jugendliche Entzücken in der Einsamkeit ausbrausen zu lassen, ohne zu ahnen, daß das Geschick sie beim Worte nehmen wollte.

In der Stadt nun trug der in der vollen Freiheit erzogene Herrmann kaum das allerfeinste Lenken, wie viel weniger die Kette der Subordination, obwohl sein Oheim sie ihm so leicht machte als möglich.

Auf einmahl nahm er seinen Abschied aus dem Dienst, und hatte keinen andern Grund, als daß er jeden Tag eine Stunde lang vergessen müsse, daß der Obrist der Bruder seiner Mutter war, deren Grab, denn dies kannte er nur von ihr, er mehr liebte, als manches Kind die Mutter selbst.

Der Obrist war Mensch genug, seinem Neffen zu glauben, ob er ihn gleich gern beim

Regiment behalten hätte. Ich würde noch zehnmal eher abgedankt haben, Oheim, wenn ich Obrist, und Sie Lieutenant gewesen wären; und dennoch vertheidigte er die Subordinazion mehr als Jemand.

Adolph hätte ihm den Schritt gern nachgethan; aber er hing von seiner Familie ab. Er mußte fort dienen.

Die Freundschaft der beiden Jünglinge, die einen so stolzen Charakter trug, wurde das Gespräch der Stadt; aber sie erhob die Herzen der Freunde. Denn ihre Herzen stiegen an, sich mit einer andern Sehnsucht zu füllen. Aber ihre Liebe sollte so rein sein, wie ihre Freundschaft, und so bewachte das Auge der Freundschaft ihre Herzen, und ihre Liebe.

Der Graf war der erste, der dem Freunde das erste sehnüchtige Pochen des Herzens vertraute.

Adolph, sagte Herrmann: ich bitte Dich! Du verwechselst die Stimme der Natur mit der Liebe selbst. Das Mädchen kannst Du

nicht lieben. Das nicht! denn ich kann sie nicht achten.

Adolph zürnte; aber er wurde behutsam, und Herrmann hatte Recht gehabt. Da hob sich die Freundschaft noch eine erhabene Stufe höher.

Sie lobten sich einander das heiligste Vertrauen, und der Freund sollte die entscheidende Stimme für die Liebe des Freundes haben.

Dieses Versprechen, das sie mit dem Bunde der Freundschaft besiegelten, erhielt nicht nur ihre Herzen, sondern auch Sitten und Leben rein. Sie standen neben einander wie Freunde, und einer des andern Schutzengel.

Adolph hatte noch ein Paar Mal seinem Freunde etwas zu vertrauen mit Erröthen, mit zögernder Scheu. Herrmann, der in allen Gesellschaften seines Adolphi war, legte ihm lächelnd den Finger auf den Mund. Adolph blieb eine Zeitlang aus der Gesellschaft weg, wo sein Herz pochte, und zuletzt lag er an Herrmanns Brust, und sagte: Du hattest Recht, Herrmann.

Adolphi Herz trug eben das hohe Ideal weiblicher Schönheit in sich als Herrmann; nur

Herrmann mit seiner glühenden Freundschaft fragte, wenn ein Mädchen sein Herz im Busen zum Pochen brachte, allemahl: was würde Adolph sagen? und er brach früher ab, und so hatte er Adolphem nie ein Geständniß zu machen, obgleich er mehr liebte, als Adolph.

Werden wir aber finden, was wir suchen, Herrmann?

Find ich nicht Dich, Adolph? und gewiß, der Freund ist schwerer zu finden, als die Geliebte; glaube mir. Sie lächelten beide.

Da trennte zum ersten Mal das Geschick die beiden Freunde.

Der Graf mußte auf einige Monate zu seiner Tante, die ihren Erben sehen wollte.

Adolph! Du entscheidest nichts ohne mich! sagte Herrmann.

Was wollt' ich? meine Tante wohnt einsam auf ihrem Schlosse; ich werde Niemand sehen, als sie allein. Und haben wir nicht Bedern, Herrmann?

Sie zogen gutes Muthes aus einander, und Herrmann war nun allein.

Graf Korb hatte Herrmannen in die Gesellschaften gezogen. Herrmann liebte sie gar nicht, am wenigsten den höhern Zirkel. Auch, die Wahrheit zu gestehen, paßte er nicht dahin, obwohl man ihm wegen seiner schönen Gestalt, seiner feurigen Augen, und seines großen Reichthums viel vergab, so vergab man ihm doch nie, daß er nicht reden konnte ohne Hände, Arme, die Stimme und die schönen blitzenden Augen zu erheben, in Ehrfurcht und Abscheu. Man fand sogar seine Begeisterung recht schön, nur auf Gegenstände, als die Vöberei eines Großen, oder die edle Handlung eines Menschen aus dem Volk, schlecht angewendet. Er ließ sich einen solchen Gegenstand des Gesprächs gar nicht wieder entreißen, man mochte machen was man wollte. Er wollte aus jedem Gespräch irgend einen moralischen Grundsatz ziehen, wie der Perser aus zehntausend Rosen einen Tropfen Rosenöl, und alle Welt war mit Rosenwasser schon zufrieden.

Das mußte er selbst, und so zog er sich, sobald Adolph fort war, zurück, und dachte

auf einem Spaziergange nach dem einsamen
Karolinenruh, wohin er gern gieng, auf eine
Reise nach Hause, oder gar über die Alpen.

Er trat in den Garten, den die Fürstin
Karoline mit wenigen Menschen bewohnte, sei-
nen Gedanken nachhängend, ein.

Er stieg die hohe Buchenterrasse hinan,
und setzte sich tief ins Gebüsch auf einen Stein,
ungestört nachzudenken. Auf einmahl hörte er
Schritte, und eine hohe Gestalt, die er sogleich
für die Fürstin erkannte, kam auf der Terrasse
daher, hinter ihr in einem ehrerbietigen Ab-
stande, ein junges Mädchen, und weit hinter
dieser ein Bedienter.

Die Fürstin und das Mädchen waren ganz
schwarz gekleidet; denn die edle Frau trauerte
noch nach dem Trauerjahre ihres Sohnes, das
Trauerjahr ihres Herzens, ihr ganzes Leben
mit ihrem kleinen Hofstaate.

Herrmann hatte so viel Gutes und Schö-
nes von der Fürstin gehört, daß er sich freute,
sie einmahl zu sehen, und sie mußte ganz nahe
bei ihm durch, und er saß in seinem Gebüsch
so

so sicher. Da schritt die hohe Gestalt langsam daher mit erhobenem Haupte; nur das Herz hatte der Tod ihres Sohnes gebrochen, nicht die hohe Seele gebeugt. Sie trug einen prächtigen Schmuck von Perlen, die der hohen Gestalt und der Trauer wohl standen.

Er warf nun seinen Blick auf das Mädchen, ob er auf ihrem Gesicht wohl einen Zug von Mitleiden mit der Fürstin finden würde, und er sah, da sie hinter den Zweigen hervortrat, in den offenen Himmel.

Schöner hatte er nie ein Mädchengesicht gesehen. Die Trauer, die schwarze Haube auf dem goldenen Lockenhaar, stand dem weißen Gesicht und den frischen Morgenrosen ihrer Wangen, und dem Halse von Schnee so schön, als hätte die Freude die Trauer befohlen und nicht der Schmerz.

Sie blieb fast mit dem ganzen Gesicht gegen ihn gewendet, vor ihm stehen; denn die Fürstin mußte am Ende der Terrasse wieder umkehren. So hatte Herrmann Zeit, die feine, schlanke jungfräuliche Gestalt, die schlanken,

feinen Schultern, bis auf die kleinen Füße lang, sam zu betrachten.

Ich wollte, Adolph wäre hier, dachte er: dann würde er verstehen, wenn ich sage; der Engel muß aus jedem Gliede durchschimmern.

Die Fürstin kam zurück, streichelte dem Mädchen über die Wange, und sagte: bleib mir, ich gehe noch einmahl auf und nieder.

Es war gerade, als hätte Herrmann sie mahlen sollen, so nahm sie nach und nach alle Stellungen an. Er sah das edle griechische Profil des Gesichts, und die schönen Schlangelinien des Profils ihrer Gestalt.

Denn, da die Fürstin entfernter war, gieng sie im schwebenden Nymphengange zu einer Rosenhecke, bückte sich, pflückte eine Knospe, und steckte sie an die jugendliche Brust. Dann stand sie wieder zu ihm gewender, schlug die blauen Augen an den Himmel, dann in die Ferne, dann zu Boden, und Herrmann konnte nicht sagen, was sie am schönsten machte. Sie verjagte mit einer leichten Bewegung der Hand eine Mücke, und sah ihr lächelnd nach, und

das Lächeln gab den schönen Wangen ein Paar Grübchen, worin nach einem alten Dichter der Liebesgott schlummert.

O eine wunderliebliche Gestalt! dachte er, den funkelnden Blick auf ihr festsaltend! O, und wenn diese Lippen redeten!

In dem Augenblick sprang ein Kind die Terrasse herauf, lief mit dem Geschrei ach! Fräulein Hildegard! in des Mädchens Arme!

Da öffnete sie die duftende Rosenknospe des Mundes in einem himmlischen Lächeln und in den Worten: jetzt geh! geh! Kind! Die Fürstin will allein sein! Und bist Du fromm, so komme ich heute noch. Sie küßte das Kind, und dann sprang es hinab.

Mit ihrer Stimme würde ein Engel reden! sagte er leise mit einem seelenvollen Entzücken.

Da kam die Fürstin wieder, und blieb bei dem Mädchen stehen. Geh doch, mein gutes Kind; da ist ja noch Jemand, wenn mir etwas fehlte. Das Mädchen beugte sich schnell auf der Fürstin Hand mit einer so schönen Freundschaft, die nirgends anders als aus dem Her-

zen kommen konnte. Aber sie blieb dennoch stehen vor den Augen Hermanns. Ja, sie trat noch ein Paar Schritte näher, um mit ihm unter Einen Schatten zu kommen.

Sie bückte sich dann, und pflückte Ringelblumen, und flocht spielend aus den Blumen eine Kette, die sie, da die Fürstin ihr winkte, in's Gebüsch warf.

Sie fiel in Hermanns Nähe, und diese leichte zerbrechliche Kette von Blumen, war die festeste, die ihn fesseln konnte.

Gedankenvoll gieng er nun seinen Weg zurück.

Das Kind, welches das Mädchen geküßt, sprang lebhaft vor ihm her, und rief im Vorübergehen ihrem Vater, dem Hofgärtner fröhlich zu: wenn ich fromm bin, so kommt Fräulein Hildegard heute.

Ein Blutstrom floß aus seinem Herzen in die Wangen, bei den Worten des Kindes.

Er kannte den Hofgärtner fast genau; denn er hatte von ihm Weymouthskiefern bekommen für seinen Vater, und andere Pflan-

zen. Er durfte nur auf dem Wege fort gehen, so mußte er ihm begegnen, und er konnte Fräulein Hildegard dort sprechen. Aber eben deshalb beugte er ihm aus, und gieng an die andere Seite. Neben ihm fuhren zwei schwarze Damen durch die Hauptallee den Weg zur Stadt, und da er dem Hofgärtner wieder begegnete, gieng er, wie er gewohnt war, ohne Umstände zu ihm.

Er trat ein, und gegen ihm über saß Hildegard, auf deren Schooß die kleine Tochter der Hofgärtnerin alle ihr Spielzeug gelegt hatte. Fräulein von Hill, Hofdame bei Ihre Durchlaucht! sagte der Hofgärtner: der Herr Baron von Scharnesfeld!

Sie stand dennoch auf, nur ihr Kleid ein wenig in die Höhe hebend, die Spielsachen zu halten, und verbeugte sich tief, fast mit dem Lächeln einer Bekannten, so daß der Hofgärtner fragte: Sie kennen ihn?

Mit einem noch schöneren Lächeln sagte sie: von Person nicht.

Aber doch? fragte der ehrliche Gärtner,

der das Fräulein eben so sehr liebte als den Baron.

Sie erröthete und sagte: Sie sind der Freund des Grafen Korb.

Sie kennen ihn mein Fräulein? fiel Herrmann ein mit der Glut der Freundschaft.

Nur blos Ihre Freundschaft, sagte sie endlich.

Ja, davon weiß meine Frau Wunder zu singen.

Das Fräulein so gut als ich, weil es so selten ist, ein Paar treue Freunde zu sehen, antwortete die Hofgärtnerin, den Jüngling mit gütigem Blick betrachtend.

Bei Dir, Haunchen, hat Jeder gewonnen, wenn er treu ist.

Bei mir nicht! bei meinem ganzen Geschlecht.

Das Fräulein erröthete zwar; aber sie achtete dennoch auf das Gespräch, ohne es spröde abzubrechen.

Und nun, liebe Blumenfreundin, redete

der Gärtner sie an: kommen Sie, nun sollen Sie meine Herrlichkeiten alle sehen.

Sie stand ohne zu zögern auf, obgleich der Gärtner sogleich sich zu Herrmann drehete, ihn einzuladen.

Das kleine Mädchen hängte sich an des Fräuleins Hand, und so gieng es nach dem verschlossenen Reich der Flora, wie die Blumenparthie des Gartens hieß.

In dem Augenblicke brachte ein Gartenbursche die Nachricht, daß im Gewächshause eine Wand niedergeschossen sei.

Der Gärtner gab dem Fräulein die Schlüssel, und versprach sogleich nach zu kommen.

Mit dem feinen Anstande ihres Standes, mit der unbesorgten Ruhe der Unschuld, gieng sie ohne Zögern mit ihm weiter, nur das schöne Auge niedergesenkt wie auf den Weg; aber that er eine Frage, so schaute sie ihn hell und aufmerksam an, und senkte erst das Auge wieder bei der Antwort.

In ihrem Gespräch lag eine unbefangene Heiterkeit; aber es fehlte ihr, was er vermisse,

obgleich es ihm auch fehlte, der leichte lebenswürdige Muthwille ihrer Jugend, denn sie war höchstens siebenzehn Jahre alt.

Er schob es auf den Hof, den er überhaupt nicht leiden konnte, und jetzt, da er sie kannte, ergrimmete er noch mehr, daß sie da hatte stehen müssen, wie der Bediente, der nur ein Paar Schritte mehr zurück stand, und bei einer ganz kleinen Anmerkung über die Härte des Lebens, brach er los, und behauptete, daß kein Mensch des Lebens an einem Hofe froh werden könnte.

An unserm gewiß, sagte sie lebendig, ihn länger anschauend: oder ich müßte Ihr Leben nicht verstehen; denn ich bin der Fürstin Pflegetochter.

Er behauptete aber dennoch, ihre Natur sei zu gut, als daß sie in dem längsten Leben, selbst an dem Spanischen Hofe je verlernen könnte, wie viel besser und menschlicher es sei, unter dem Schatten des eigenen Heerdes, im Familienkreise zu herrschen mit Liebe, und geliebt zu sein, als sich mit der Liebe eines Für-

sten zu schmeicheln, die solche Opfer fordert, wie die Fürstin von ihr heute auf der Terrasse. Niemand, fuhr er heftiger fort: das weiß ich, kein Mensch, als ein harter Herr, der rings nur Knechte sieht, würde das Fräulein Hilt so stehen lassen, wie Sie standen.

Sie schlug erröthend die Augen nieder, denn sie fühlte sich getroffen, obgleich die Fürstin sie zärtlich liebte; denn sie hatte sie von ihrer Kindheit an erzogen.

Sie bat ihn freimüthig, das Gespräch abzubrechen. Sie redeten von Blumen, bis der Gärtner kam, und dem Fräulein die neuen ausländischen Blumen zeigte.

Das Gespräch von den Blumen, von der Malerei, dann von der Musik zwischen Herrmann und Hildgärd, spann sich immer weiter, und wurde von den Anmerkungen des Gärtners kaum unterbrochen.

Wie sie das Rollen des Wagens hörte, sagte sie zu Herrmann, sie müßte nun gehen.

Er sagte ihr freimüthig, er hoffte sie hier zuweilen wieder zu sehen.

Genau am sechs, eh die Fürstin aufsteht, sagte der Gärtner unschuldig, vertraut mit beiden.

Das Fräulein erröthete ein wenig, sagte aber nicht nein, nicht ja, verbeugte sich gegen Herrmann, und gieng mit dem Kinde.

Nun aber brach der Gärtner in Hildegards Lob aus, daß sie ein Engel vom Himmel wäre, schön wie die schönste Blume, duftend, weich, unschuldig, demüthig wie die schönste Blume. Er erzählte ihm, wie die Fürstin, die ihrem Range nicht die kleinste Aufwartung vergäbe, dennoch das Fräulein so unendlich liebte, so ganz anders, wie Fürsten lieben, daß man schon auf den Einfall gekommen, das Fräulein, dessen Herkunft und Verwandte Niemand kenne, für eine sehr nahe Verwandtin der Fürstin selbst zu halten.

Er erzählte nun weiter, wie das Fräulein alle Künste mit Eifer und Glück triebe; aber dennoch noch mehr die Gebote der Wohlthätigkeit und aller Tugenden, wie einsam und demüthig, wie bürgerlich sie an dem Hofe lebte,

wie sie fast niemahls auf den Festen der Fürstin in der Stadt erschiene, sondern diese Tage, wo sie ganz allein wäre, ihre heiligen Tage nannte, und in diesem Gespräch kamen sie in dem Hause des Gärtners an, und seine Frau setzte das Gespräch sogleich fort, daß das Fräulein den Herrn Baron und seinen Freund recht sehr hoch achte, das sie oft mit Begeisterung von ihrer treuen, hohen Freundschaft redete, daß sie oft gewünscht hätte, die beiden Freunde zusammen zu sehen, um zu errathen, wer von beiden der treueste wäre.

Armer Herrmann, das alles, der ganze Tag war zu viel für jedes Herz, wie viel mehr für Dein's, in dem auf dem unentweiheten Altare noch die reine Flamme der ersten Sehnsucht brannte.

Er mußte schnell aufbrechen, um nicht sich zu verrathen, und der Gärtner rief ihm noch nach: um sechs Uhr des Morgens!

Er gieng den Weg zur Stadt mit starken Schritten. Er fühlte, daß er sie ewig liebte, ewig lieben würde. Aber Korb war nicht da,

und er mußte sein Versprechen halten. Korb mußte über seine Liebe entscheiden. Wie er entscheiden würde, mußte er wohl; aber er war nicht da, um schnell, schnell zu entscheiden.

Er warf sich noch auf sein Pferd, um sich zu zerstreuen; er gieng in ein Weinhaus, um unter dem Lärmen der jungen Leute die Unruhe seines Herzens zu begraben, und überall blieb er allein, und überall dachte er nichts als Hildgard.

Hildgard dachte auch mit einem freundlichen Herzpochen an den Jüngling.

Der Graf Korb war nicht dem Hofe, aber den jungen Damen des Hofes ein merkwürdiger Mensch. Sein Reichthum, sein Rang, die Verbindung seiner Familie, seine hohe Gestalt, und vor allen die Reinheit seiner Sitten, und ein alt-ritterlicher Stolz, der ihn von jedem gemeinen Umgange trennte, hatte alle jungen Augen auf ihn gezogen. Korb war freundlich mit Allen, bekannt mit wenigen, und seines vertrauter Freund, bis Herrmann kam.

Der rauhe, derbe Herrmann riß den sei-

nen, hoffsttigen Korb mit Gewalt an sein Herz.

Sie zogen zusammen, sie waren immer einer an des andern Seite, und Korb erzählte Wunder von seines Herrmanns Muth, von seiner starken Seele. Es war sogar etwas von ihrem seltsamen Bunde der Freundschaft ausgetommen, dessen Wunder das Gerücht sogar ins Abenteuerliche erhob. Kurz, Adolph und Herrmann hatten mit ihrer ritterlichen felsenfesten Freundschaft ein hohes Interesse der jungen Welt erregt, und eine junge Gräfin Korb war Hildegards Freundin, und so kam das Feenmärchen dieser Freundschaft auch an Hildegard, und zwar von Jemand, der mehr von der Sache wissen konnte. Die Gräfin erzählte so oft, mit so warmer Theilnahme, mit bewegter Stimme, alles was sie wußte von den beiden Jünglingen, und alles was ihr Herz hinzufügte, und Herrmann, mit seinem geraden, feurigen Wesen, mit den blauen Augen, die wie Sonnen brannten, mit der warmen Theilnahme,

die er ihr bezeugte, und die er gar nicht verhehlte, strafte die Gräfin nicht Lügen.

Nach dem unbesorgten, alles wagenden Muth, achtet das Weib an dem Manne nichts mehr als die eigene Tugend des weiblichen Geschlechts, die Treue, und hier fand Hildegard beides: Muth und Treue! Ihr Herz bewegte sich nicht in Liebe, aber in bewundernder Achtung, und jede schöne Bewegung eines Mädchenherzens ist die erste Regung der Liebe.

Hildegard war mit den Bewegungen des weiblichen Herzens bekannt; obgleich ihr eignes Herz noch auf der Gränze zwischen Kind und Jungfrau ruhte.

Sie sann den ganzen Abend in einer so großen Zerstreuung, daß sie ein Paarwahl der Fürstin verkehrt antwortete, drüber nach, ob sie um sechs Uhr den andern Morgen gehen müsse oder nicht.

Ein heftiges Gewitter, das um halb sechs Uhr schon donnerte, entschied ihren innern Kampf der schönen Jungfräulichkeit und der

Unschuld, mit der Feinheit ihrer Sitten und eines leisen Wunsches.

Eben das Gewitter entschied bei Herrmann für das Hingehen; denn er wußte, er würde sie nicht treffen. Um sieben Uhr duftete der Garten im schönsten Sonnenschein, und auf allen Blumen zitterten noch die Thrämentropfen des vergangenen Sturms.

Er gieng — denn warum soll sie nicht wissen, sagte er troßig: daß ich ihrentwillen hier bin? auf die Terrasse.

Sie stand auf dem Balkon zwischen der Orangerie. Sie nickte ihm freundlich zu, da er hinauf sah, und warf ihm die Worte hinab: o welch ein Morgen, Herr Baron!

Und dieser Augenblick! setzte er rasch hinzu, und bückte sich. Sie sah ihn kurz darauf den Garten verlassen; und dankte ihm beides, daß er gekommen, und daß er gegangen war. Sie fand eine Feinheit darin, an die er nicht gedacht hatte.

Den Tag brachte Herrmann mit Schreiben zu. Er schrieb an Korb alles, alles, und bat

ihn, sobald es möglich wäre, zurück zu kommen, um sein Geschick zu entscheiden.

Noch vier Morgen hinter einander regnete es; aber den Nachmittag des vierten traf er sie in der Blumenparthie des Gärtners.

Das Wetter, hob sie sogleich an: hat mich schon um fünf schöne Morgen gebracht, und dann setzte sie sogleich die Frage hinzu: auf welche Weise er mit dem Grafen Korb bekannt geworden sei.

Er erzählte lächelnd, und mehr noch, als sie gefragt hatte, von seinem Besuch mit Korb bei seinem Vater, und dann von seinem einsamen und doch so reizenden Leben der Kindheit.

O, sagte sie nun gerührt: nun muß ich gestehen, daß ich nicht wußte, wie glücklich ein Kind sein kann,

Sie stellte nun ihr unschuldiges, einförmiges Hof- und Kinderleben gegen seins, und doch gestand sie zuletzt lächelnd, daß sie, nur auf einem andern Wege, zu eben den Träumen, zu eben den Empfindungen gekommen sei, als er.

Der Fürstin kleines, geheimes Kabinett,
mit

mit persischen Fußdecken und gestickten Tapeten, gemachten Blumen in Porzelingefäßen, war ihre Orakelhöhle gewesen, wohin sie sich zum stillen mystischen Spiel verborgen hatte, weil Niemand hineingehen durfte als sie; der Balkon vor dem Saale war ihr Felsen gewesen, und die Terrasse vor dem Schlosse ihre Wildniß.

Es war heute einer ihrer heiligen Tage, denn die Fürstin war mit ihrem Hofe in der Stadt. Man war es gewohnt, daß sie beim Hofgärtner, oder mit dem Kinde des Gärtners im Garten blieb, bis die Fürstin zurück war.

Ihre Jungfer brachte ihr in das Reich der Flora ihr Abendbrodt, ein wenig weißes Brodt, ein Glas Wasser, und ein Flakkon voll Wein, das Wasser zu färben.

Das Kind freute sich jedesmahl auf diese Gasterei, denn Hildegard theilte mit dem Kinde.

Der Baron muß nun auch unser Gast sein! rief das Kind, die kindische Lust vermehrend. Er nahm aus ihrer weißen Hand seinen Theil, und das Kind brachte ihm ein Glas, worin

er sein Wasser und seine Paar Tropfen Wein erhielt.

Nein, er hatte nie so köstlich gegessen, und nach dieser Mahlzeit war ihr Vertrauen und ihre Freundschaft einen Riesenschritt fortgerückt.

Sie giengen in der großen Allee, worin nur ein Paar Laternen eine schöne Dämmerung verbreiteten; bis die Flammen der Fackeln, welche die Wagen der Fürstin begleiteten, ihre Ankunft verkündigten.

Gute Nacht nun, sagte sie freundlich schnell sich verbeugend, gab ihm des Kindes Hand, und verschwand.

Herrmann blieb die Nacht in dem Garten in magischen Träumen, die sein ganzes Wesen auf ewig mit Hildegard vereinigten.

Auf ewig! rief er, Adolph entscheide wie er will.

Aber er brach den Eid der Freundschaft nicht. Er schwieg gegen Hildegard, und trieb nur mit immer heißern Briefen des Freundes Zurückkunft, und in diesem Zwischenraume sah

er sie alle Tage, jeden Morgen von sechs Uhr bis acht, und jeden heiligen Tag bis Mitternacht, und jeder Tag zog eine Zauberschlinge der Liebe und des Vertrauens um ihr Leben.

Das Wort Liebe, und kein ähnliches war zwischen ihnen ausgesprochen; aber ein seelenvolles, feines Vertrauen nahm die Stelle des Wortes ein, und beglückte sie beide vielleicht noch mehr, weil es dem Glück noch die Hoffnung und die Sehnsucht zumischte.

Da kam endlich Korb.

Da lies Herrmann! sagte er, und warf ihm eine Hand voll Briefe auf den Tisch von der jungen Gräfin Korb, und der Oberhofmeisterin der Fürstin an seine Tante, über Hildegard.

Herrmann las die Lobeserhebungen und lächelte. So lobt der Blinde den Frühling! sagte er. Ich bitte Dich, sieh sie! höre sie! Adolph, und entscheide.

Adolph fuhr nach der Fürstin Garten, er hatte Aufträge von seiner Tante an die Fürstin. Er sah Hildegard, er saß neben ihr am Tisch,

Er gieng mit ihr eine Viertelstunde auf der Terrasse.

Dann kam er ins Reich der Flora; er fiel an Hermanns Brust. Er war entzückt von dem Mädchen, von dem edlen Reichthum ihrer Seele, von ihrer Demuth, von dem Vertrauen, womit sie sogleich den Freund ihres Freundes ausgezeichnet hatte.

Herrmann hörte mit trunkenen Augen, mit trunkenen Seele seinen Freund an, und doch, rief er ihn fest an seine Brust drückend: hast Du von dem Paradiese nichts gesehen; als aus weiter Ferne die Spitzen der Bäume, den Engel nicht, der unter den Lebensbäumen wandelt, nicht die reiche Pracht der Herrlichkeit, die in dem Schooße des Paradieses ruht!

Da kam sie selbst, und sie gieng in der Mitte der Freunde, und Herrmann redete nur ein Wort hie und da, um Hildegards Gespräch mit Adolph die Flügel der Begeisterung zu geben.

Ach, sie konnte Adolphem mit seelenvoller Freundlichkeit sagen, was sie nie Herrmannen

selbst hatte sagen können, wie hoch sie ihn achtete, ihn und ihrer Freundschaft festen heiligen Bund.

Und welcher von uns scheint Ihnen nun der Treueste? Rathen Sie, Fräulein!

Sie erröthete. Sie erinnerte sich wohl, daß sie das der Gärtnerin gesagt hatte.

Lächelnd irrte ihr Blick von Herrmann zu Adolph, von Adolph zu Herrmann. O, sagte sie: was wäre die Freundschaft, wenn sie nicht Treue wäre. Die Treue ist Untreue, wenn sie den kleinsten Abbruch duldet. Ich will lieber Trennung sehen, als den falschen Hofdienst der wankenden Freundschaft. Sie legte die beiden Hände der Freunde zusammen, mit zärtlichen Thränen in den Augen.

Und nun entscheide, sagte Herrmann heftig, da sie allein waren.

Ich habe entschieden, Herrmann, sie ist Dein! Denn wäre sie nicht Dein, so — bei Gott! sie müßte mein sein! setzte er mit unbesorgter Leidenschaft hinzu.

Diese Worte fielen tief in Herrmanns

Seele; aber mit keiner Unruhe, mit keiner Ahnung, daß sie einmahl sein Herz zerreißen sollten.

Sie fielen einander in die Arme, und lachend fragte Adolph: wenn ich aber nein gesagt hätte, Herrmann?

Welche Frage? rief Herrmann heftig. Wie kommst Du dazu?

Hast Du nicht nein gesagt? wenn ich nun nein gesagt hätte, frage ich? und Du antwortest!

Hättest Du nein gesagt, bei Gott! Hättest Du nein gesagt — warum willst Du mich in einen heillosen Zweifel verwickeln, Adolph? Ich antworte nicht, beim Himmel, ich antworte nicht. Du weißt's, was ich antworten würde; aber wozu die Frage? sag das!

Scherz, Herrmann. Laß sie unbeantwortet! denn ich weiß, was Du antworten würdest. Laß es! und komm an meine Brust, Du Glücklicher!

Nun kann ich reden, meine Freundin, hob Herrmann den andern Morgen zu Hildegard an, mit einer erkünstelten Ruhe, die aus dem selts-

samen Freundschaftsbunde floß. Er erzählte ihr, welchen Bund er mit Adolph geschlossen hatte, und dann sagte er ihr, wie unendlich er sie liebte. Hildgards Herz pochte, ihre Seele fühlte der Liebe entzückende Wonnen; aber doch schlug sie den Blick fest auf den Boden und fragte: wenn also Ihr Freund seine Beistimmung nicht gegeben hätte —

Welche Frage, rief Herrmann finster. Schon zum zweiten Mal saß wie mit kalter Todeshand diese Frage mein Wesen.

Er schwieg und gieng finster neben ihr.

Wenn nun aber, Herr Baron? — sagte sie lächelnd.

Wenn? wenn? rief er ergrimmt, und vor ihr still stehend. Wenn? wenn? rief er wieder und sah sie mit flammenden Blicken an. Ja, ich will antworten; denn ich muß! Ich würde ihn ewig hassen, Dich, Hildgard ewig lieben, Euch verlassen, über Eure Untreue weinen, und sterben! Er wendete sich heftig von ihr ab.

Scharnefeld, sagte sie sanft: so heftig gleich? Sehn Sie nicht, daß ich lächle?

Er lächelte auch. O wenn ich vergehend, verlassen dastehe, von der Freundschaft, von der Liebe, so lächelt Ihr? Denn ich liebe Dich, Hildegard, ich trage Dich mitten in diesem flammenden Herzen. Ich wünsche ja oft, nicht Dich zu besitzen, nein! o nein! sondern nur das warme Leben für Dich aus dem Herzen auszubluten mit dem Gedanken: ich habe Niemand so geliebt als Dich! Sterben für Dich, ist mir süßer, als mit Dir leben! Wenn ich Dich ansehe, so ist's, als stände ein Engel neben Deinem freundlichen Gesicht, und sagte: rühre sie nicht an, liebe sie ohne Worte, und stirb vor Entzücken. Der Tod ist das Opfer, was Ihr gebührt. O Hildegard, da ich Dich zuerst sah, auf der Terrasse gegen mir über, Du sahst mich nicht; so — so hätte es bleiben sollen. Dich sehen, ist genug eines Menschen Leben zu beglücken. Ich möchte der Athem der Luft sein, um Dich in den Frühling Arabiens einzuhüllen, die Rosenknospe an Deiner

Brust, um da für Dich zu sterben, Dein Schutzengel, um alle Freuden der Tugend und des Himmels in Dein Herz zu gießen. O warum erkennt Ihr mich, die ich so liebe.

Da zerfloß ihr Auge in Thränen, ihr Herz in Liebe, und sie reichte ihm die Hand, und drückte seine; aber die Lippe, die mit dem süßesten Weinen, und mit den süßesten Worten rang, fand weder Weinen noch Worte. Sie lehnte nur sanft die Schulter an seine; aber er zürnte fort, und verkannte sie mehr, als sie ihn, bis sie das nasse Auge und die Liebe auf ihn richtete, und sagte: O dieses Herz, daß Sie verkennen, hat Sie längst gewaltig geliebt!

Da schwieg er, und das Entzücken und die Reue wurden nun eben so heftig, und die Bitte ihm zu verzeihen, war ein wilder Zorn auf sich selbst, bis sie die Schulter fester an seine lehnte, die Hand, den Arm drückte, und das ganze Gesicht voll von dem Entzücken der Liebe zu ihm umwendete, und leise sagte: ich bin ja ewig Dein! Ich wars ja immer!

Sie gingen in der offenen Allee gegen den

Fenstern des Schlosses über, und das hielt den wilden Sturm seiner wonnerfüllten Seele an.

Er wollte in einen bedeckten Gang einbeugen; sie folgte ihm zitternd.

Hier, von einer undurchdringlichen Hecke von rothen, blühenden Akazien umgeben, fragte er: o Du bist mein, geliebte Hildegard? Ihre Brust sank seiner näher, seine Lippe berührte warm ihre.

Dann sagte sie: nun schließe den Bund der ewigen Freundschaft und Liebe mit Deiner Hildegard, wie mit Deinem Freunde, mir ewig zu trauen, Herrmann, ewig, zweifellos, ewig tren!

Er schwor es auf ihre Hand. Ewig! sagte sie. Ewig! rief er; denn sie mußte fort; es war die höchste Zeit.

Sie sahen sich wieder, und immer wieder. Dann schrieb Herrmann seinem Vater, daß er das Fräulein von Hill, Hofdame bei der Fürstin Wittwe, liebe, und bat um seinen Segen. Auch die Fürstin hatte ein Paar Worte gehört, daß ihre Hildegard die Bekanntschaft des

einen der treuen Freunde im Garten gemacht hatte.

Sie sagte zu der Oberhofmeisterin, die ihr die Nachricht mit einem vielbedeutenden Lächeln gab: die Bekanntschaft hätte wohl anständiger gemacht werden können; aber das kommt davon, wir sind alle in das junge Mädchen verliebt, und da sehen wir ihrer Empfindsamkeit zu viel nach! Aber sie streichelte ihr dennoch bei dem ersten Sehen über die Wangen, und sagte: erröthe nur recht sehr, Hildgard! Und zu Adolph sagte sie: wie kommt das? Ich kenne Ihren Freund noch nicht, und Freunde sind so selten, und er ist so oft in meiner Nähe, höre ich, im Garten. Alles neigte sich zu einem ruhigen, glücklichen Ende, da blieb auf einmal Hildgard an einem heiligen Tage aus, und wieder, und wieder, bis endlich Herrmann den ersten Brief von ihr in den Händen hatte.

Hildgard an Herrmann.

Seit vier Tagen, mir scheint jeder ein Jahr, habe ich Dich nicht gesehen! Die Ober-

hofmeisterin hütet das Zimmer, und ich bin ihre Gesellschafterin. Sie liebt mich so mütterlich, lieber Herrmann, drum sei nicht böse auf sie. Ich schlafe in einem Kabinette neben ihrem Schlafzimmer, ach und so darf ich nicht einmal das Fenster öffnen, und sehen, ob Du da bist.

O meine schönen Morgen!

Ich habe sie gebeten, mich auf meinem Zimmer schlafen zu lassen. Ich will ja gern alle Morgen um acht Uhr bei ihr sein; aber die Fürstin hat es befohlen, und — o Du hast Recht, so sehr ich sie alle hier liebe, so sehr sie mich lieben, so sind wir doch alle Sklaven Eines Willens, und die allein hier wollen darf, ist die allerbeste der Frauen, die ich nicht hasen kann, obwohl ich es möchte. Denn um welche Tage bringt sie mich nicht? von denen sie nicht eine Minute mit ihrer Fürstenkrone bezahlen kann! Aber die Kranke wird besser, und so hoffe ich, und suche voll Ungeduld nach jedem Zuge der Gesundheit auf ihrem Gesicht.

Denk an mich, Du lieber, guter, wilder

Herrmann, damit Du die Geduld nicht verlierst. Ich denke an Dich, wenn sie die Blumen am Morgen bringen, die ich dann in die Blumenkörbe vertheile.

Ich frage jede Blume, die ich fasse, leise: hast Du ihn diesen Morgen gesehen? Gab er Dir einen Gruß an seine Hildegard mit?

Was spricht doch das närrische Mädchen mit den Blumen, fragt die Kranke. Närrisch? lieber Himmel, mir stehen dabei die Thränen in den Augen, und im Herzen.

Ach Herrmann!

Ich weiß noch nicht, wie ich das Briefchen in Deine Hände bringen soll, und wie ich weiter schreiben soll. Die Kranke hat Papier, Feder und Tinte so verschlossen, und ihre Thüre dazu, daß ich nicht auf mein Zimmer kann.

Da der Leibarzt kam, und ihr Medizijn verschrieb, goß ich mir ein Paar Tropfen Tinte in mein Niechfläschchen; dieses Blatt ist aus Sturms Morgenandachten, und das Federchen, womit ich schreibe, ist eine Straußfeder von meinem Hute; denn alles wird sogleich wieder

verschlossen, sobald der Leibarzt sein Rezept geschrieben hat. Dies schreibe ich bei Nacht, bei meinem Nachtlämpchen, und lächle, und vergieße Thränen dabei. O könnte ich doch, wie das Echo in Deinen Felsen, meine Stimme versenden, der ganze Garten würde von dem Mahnen: lieber Herrmann! erklingen. Der Garten? die Erde, der Himmel, das ganze Weltall!

Es kommt Niemand zu uns, als der freundliche Gärtnerbursche Franz. Er lächelt mir zu, denn ich habe den Knaben oft beschenkt; aber reden darf ich nicht mit ihm. Ich sehe ihn traurig an; denn auf ihn hat gewiß Dein Auge geruht, und auf der Morgenröthe und auf dem Abendroth; ach, das so oft in Deinen lieben Augen wiederglänzte, wenn wir die lange Allee hinab giengen. O weh! das Blatt ist voll, so gut ich auch Haus hielt damit. So leb wohl, Herrmann, Deine treue Hildegard! tren, wie wir es meinen, bis in den Tod! Adieu. O tausendmal! Adieu! H.

Antwort.

Hast Du doch noch aus Deinem Kerker, denn Kette ist Kette, lege sie der Galeerenmeister im Hafen dem Unglücklichen an, oder der Thron seine goldene dem Herzen — aber Du hast dennoch aus Deinem Kerker des Himmels reichste Gaben zu spenden! O welches Entzücken, da mir Franz Dein Zettelchen gab, und mir erzählte, wie Du es ihm in den Korb geworfen, mit dem Wink, den er wohl verstanden, es sei an mich, und da ich's nun las; o Hildegard, meine Treue, jeder Buchstabe steht in meiner Seele. O siehst Du nun, meine Hildegard, daß Niemand an einem Hofe des Lebens froh wird? Siehst Du? O siehst Du, daß es Zeit wird, daß ich Dich errette, daß ich Dich als meine Königin in meine Berge führe, wo mein und Dein Nahme von allen Echos gerufen wird, und noch nach unserm Tode als das Symbol der treuesten Liebe erschallen soll!

Ich erwarte nur meines Vaters Antwort, oder vielmehr seine Ankunft.

Korb sagt, daß ich der Fürstin Einwilligung bedarf.

Einwilligung? fragte ich, von dem, der nicht abschlagen darf?

Eben darum, gerade darum! sagte er.

Ich könnte es fast wünschen, Hildegard, fast wünschen. Denn ich möchte Dich Niemand anders danken als Dir allein! Dir allein! Ich beneide einem jeden, das kleinste Recht, was er an Dir haben kann. Nein, Hildegard, Du sollst Niemand lieben als mich, Niemand soll Dich lieben als ich. Ich gerathe oft auf seltsame Träume; ich möchte Dich verschließen den Augen aller Welt, in meine warme Brust. Ich möchte Dich in einem Kloster wissen, um Dich mit Gewalt als die Beute meiner Liebe davon zu tragen. Ich möchte Dich erst dem Schicksal mit Blut und Wunden abgewinnen, damit die Welt, damit Du sähest, wie unendlich ich Dich liebte. O ich möchte etwas Großes thun, und da ich das nicht kann, etwas Großes für Dich leiden. Ich könnte wie ein irrender Ritter mit Schwerdt und Lanze auf die Landstraße ziehen, und

und auf Leben und Tod mit Jedermann kämpfen, bis er gestände, Du wärst die Herrlichste der Erde. Ich möchte unter Löwen und Tiger in den wilden Thierzwinger hinabsteigen, und ein Blumenblatt, von der Blume an Deiner Brust hinabgefallen, aus den Klauen des Tigers wieder herausholen! das alles möchte ich, und noch viel seltsamere Dinge mehr, und mit dem Allen wollte ich Dir nur sagen: ich liebe Dich! Ich wollte, ich könnte große Thaten zu meinen Worten machen, und Gefahren zu meinen Seufzern.

Abdolph sagt, ich bin ein Narr. Recht mag er haben; aber mir ist so. Und ich fühle, wäre mir nicht so, so wäre meine Liebe eine Lüge, so wärst Du nicht Hildegard, die Niemand kennt und liebt, als ich allein.

Der freundliche Franz hat mir versprochen, meine Antwort ganz leicht in Deine Hände zu schaffen.

Ich glaube das Fenster in Deinem Schlafzimmer zu kennen, oder ein rothes Tuch, das herabhängt, wird mich belehren, welches es ist.

II. Band.

D

Eine Rolle Bindfaden findest Du. Du läßt das Band Nachts herab, und ich binde daran, was Du bedarfst.

Das ist so einfach, meine Hildegard, aber noch einfacher wäre es, wenn Du der Fürstin sagtest: Ich liebe! Ich bin keines Menschen Sklavin. Ich will ihn jeden Tag zwei Stunden sehen, bis ich ganz sein bin. Ich will lieber auf dem Schlachtfelde mich wehrend sterben, als auf einem Throne in Banden herrschen! O Hildegard! Hildegard!

Adolph ist bei der Fürstin gewesen. Sie hat von Dir nicht ein Wort geredet, obwohl Adolph mehrere Male von Dir angefangen hat. Was kümmert mich ihr finsterner Blick? Mag sie die stolze Stirn runzeln, meine Stirn soll drohen, und fährt sie rauh daher wie der Nord, so will ich ihr entgegen donnern wie ein Gewitter. Ich weiß nicht, was Adolph fürchtet! Was kann er fürchten? Ich muß lächeln, denn ich drücke Deinen Brief an mein Herz, und Seligkeit und Ruhe, und tiefer Frieden umhüllen meine Seele, wie die Morgenröthe

die erwachende Welt. O meine Hildegard, meine Hildegard.

Antwort von Hildegard.

Was ist das? es ist mir, Herrmann, als wäre das nicht Zufall, als wäre es Vorsatz, als wäre ich eine Gefangene.

Franz machte seine Sachen vortrefflich. Ich erhielt Dein Briefchen, den rothen Bindfaden mit den Blumen. Dann gieng er lächelnd, da er alles in meinen Händen sah.

Adolph, schreibst Du, fürchtet? Ich las den Brief in meinem Schlafzimmerchen. Ich fürchte auch, denn warum verschließt man so sorgsam jedes Blatt Papier? Warum darf ich nicht, auch wenn die Oberhofmeisterin ihre Spielparthie zusammen hat, hinaus? Warum wird sie so verlegen, wenn ich mich drüber beklage? Sie erröthete, da ich gestern meinen Zustand eine Gefangenschaft nannte.

Wenn die Fürstin erscheint, und sie besucht mich alle Tage, um mir, wie sie sagt, meine Einsamkeit zu versüßen — so steht auf ihrer Stirn eine drohende Wolke.

Sie liebkost, sie schmeichelt mir sogar, o warum? frage ich ängstlich, Herrmann. Sie setzt sich zu mir; sie wendet das Gespräch auf die menschlichen Schicksale; sie deutet mit finstern mitleidigen Blicken mir an, daß jeder Mensch das Unvermeidliche mit Geduld tragen müsse.

Meine ganze Seele geräth in Aufruhr, Herrmann! Uns doch nicht trennen? Ich zittere, ich bebe!

Und ist sie fort, so setzt die Oberhofmeisterin das Unheil weissagende Gespräch fort.

Gestern von der Ahnung eines großen Unglücks ergriffen, warf ich mich in ihre Arme, und beschwor sie mir zu sagen, was man von mir wollte.

Sie sah mich nur trübe an, und antwortete kein Wort, als der Mensch muß auf alles gefaßt sein.

Die Thüre, die hinaus führt, ist verschlossen. Von hinten kann ich nur durch der Fürstin Kammern. Ich bin eine Gefangene. Die Vorstellung ergriff mich schrecklich, schrecklich, mein Herrmann,

Aber seit ich darüber nachgedacht habe, wie leicht es ist, uns zu schreiben, und wie leicht es ist, uns zu vereinigen, und wie gewiß ich Deiner und Du meiner bist, bin ich wieder ruhiger geworden; ja in gewissen Augenblicken erheitert es mich.

Es geht mir wie Dir, mein lieber Herrmann. Ich sitze für Dich im Gefängnisse — denn Kette ist Kette — aber für Dich! und nun ist alles anders. Sieh, ich breche mir jedes kleine Vergnügen ab, das man mir läßt. Ich sehe nicht zum Fenster hinaus, auch wenn unsre Abendröthe durch die Kastanienallee herglänzt. Denn was bedarf ich der Abendröthe? An Dich erinnert mich alles! Alles! jeder Schlag meines Herzens, jeder Gedanke in meiner Seele ist ein Bote von Dir. Lese ich etwas Schönes, so sage ich lächelnd: so denkt er! so denkt Herrmann! Dieses Briefchen findest Du an dem Bindfaden hängen. Sieh, diese Rolle eines verachteten Fadens, ist ja Ariadnens Faden der Liebe, der mich aus dem dunkeln Kerker

führt, sobald Du willst. O warum sollte ich denn nicht ruhig seyn! Ich bins! Leb wohl!

Antwort von Herrmann.

Dieser verachtete Faden, meine Hildegard! O Du hast Recht! So höre denn! Ich habe zwar von meinem Vater noch keine Antwort, als die ich fast erwarten konnte: er müsse erst sehen! Aber dennoch ließ ich mich bei der Fürstin melden, und wurde angenommen.

Sie saß mit einer ihrer Damen am Schachbrett, da ich eintrat. Sie verbeugte sich verbindlich, und fragte sogleich, ob ich Schach spielte, und bat mich dann, ihnen zuzusehen.

Ja, Hildegard, es ist eine schöne Frau, mit einem edlen Gesicht. Ihre Gegnerin war in Verwirrung. Sie faßte bald diesen Stein, bald jenen, sah mich schmerzlich an, dann die Fürstin, und zog ihre Dame in ein Doppelschach.

Die Fürstin nahm die Dame, und sagte: die Dame aus dem Spiel, das Leben am Ziel! Das Spiel war geendigt.

Ich hatte Sie lange einmahl bei mir erwartet, hob sie nun sogleich an: wär's auch aus Neugierde gewesen, das schöne Zwillingsgestirn ganz zu sehen, den Grafen Korb und nun Sie. Meine Damen möchten gern wissen, ob's eine Freundschaft giebt, welche Wunder thun kann. Ihr Vater war einmahl sein Freund, und so sehen Sie, ich hätte hundert gute Ursachen mit Ihnen zu schelten; aber ich will verzeihen.

Ich habe die Kühnheit gehabt, Eure Durchlaucht um ein geheimes Gehör ersuchen zu lassen.

Sie winkte, und die Dame gieng in ein offenes Vorzimmer, und setzte sich uns sichtbar.

Ich habe zufällig hier im Garten das Fräulein von Hill kennen gelernt, —

Und geliebt, vermuth' ich fast.

Und geliebt.

Sie wußten nicht, daß ich Mutterstelle bei der Hill veretrete?

Eben weil ich das weiß, bin ich hier.

Das wäre fast für die Fürstin zu spät,

für die Mutter viel zu sehr, und für Sie selbst, Herr von Scharnesfeld, denn Ihre Bekanntschaft mit meiner Hildegard dauert länger als ein Jahr, und so ist's nicht meine Schuld, wenn Sie an den Folgen einer versäumten, wenn auch nur Form, schwer zu tragen haben. Denn ich habe erst seit Kurzem erfahren, daß meine Hildegard — ich muß ihr viel mehr verzeihen als Ihnen, — daß sie sich mit Ihnen in eine Verbindung eingelassen hat, die das junge Herz, wie leicht! zu sehr einnehmen konnte.

So ist des Fräuleins und meine Schuld noch größer, Eure Durchlaucht, denn diese Verbindung ruht auf einer hohen, gegenseitigen Liebe, und ich bin hier — —

Sehen Sie, wären Sie früher zu mir gekommen, so hätte ich Ihnen gesagt, daß Menschen, die ein Recht über Hildegard haben, diese Verbindung nicht billigen werden, von welcher Art, und wie hoch sie auch gestiegen sei. Von dieser Verbindung darf die Rinde nicht mehr sein.

Eure Durchlaucht reden im Namen von Menschen, die ein Recht haben über das Fräulein, und so muß ich erklären, daß, so lange ich des Fräuleins Besiz hoffen darf, kein Mensch, keine Gewalt mich abhalten soll, an diese Hoffnung alles was ich bin, und was ich habe, zu setzen.

Hier fuhr sie auf. Mein Gott, wie heftig! Sie milderte den Ton, und sagte lächelnd: wie haben Sie so einen Freund finden können?

Ich fand den Freund, weil ich an den Freund alles setzte, was ich an die Geliebte setzen werde.

Können Sie beurtheilen, Herr Baron, was Sie hindert?

Eben weil ich das nicht kann, wird mich nichts hindern.

Können nicht gerechte Ursachen zu diesem Verfahren da sein?

Man nenne sie mir, und ich begeben mich meiner Hoffnung, und meines Glücks.

Und sind sie nicht zu sagen?

So handle ich gerecht; denn meine Liebe ist gerecht.

Kann nicht ein Mann wie Sie, der für seinen Freund sein Leben geben kann, nicht seine Hoffnung aufgeben?

Tausend, Eure Durchlaucht, nur die Einzige meines Lebens nicht. Die Dame aus dem Spiel, das Leben am Ziel! Ich will mich opfern, wenn es sein muß, aber ich will wissen, wofür des Fräuleins Herz, wofür meines aufgeopfert werden soll.

Ich hätte geglaubt, Herr Baron, sagte sie auffahrend, und stolz auf mich zutretend, daß ich mehr Glauben verdiente, und mehr Folgsamkeit. Und so verbiete ich Ihnen denn irgend etwas zu wagen, das Fräulein Hill zu sprechen. Sie steht unter meinem Schutz. Und Sie haben es von jetzt an mit mir zu thun.

Ich bückte mich tief, ohne ein Wort zu antworten.

Haben Eure Durchlaucht mir noch etwas zu befehlen? fragte ich, denn die Szene wurde ängstlich.

Befehlen? sagte sie lächelnd: ja, Ihnen befiehlt man auch; aber bitten möcht' ich Sie fast, mir zu glauben, mein Sohn — ich hatte einen Sohn, fuhr sie gerührt, aber dennoch stolz fort: er starb in ihrem Alter, und er war eben so heftig als Sie — aber er glaubte mir. Bitten möchte ich Sie, mir zu glauben, das Ihre Verbindung mit dem Fräulein Hill gänzlich unmöglich ist; gänzlich! Ich liebe ja meine Hildegard! Meinen Sie denn — o Gott! sie wendete sich seufzend ab, und gieng einige Schritte von mir.

Ich blieb stehen, Sie kehrte sich wieder zu mir. Versprechen Sie mir zu vergessen —

Könnst' ich vergessen, so wäre ich nicht werth gewesen, Ihre Hildegard, die Sie erzogen, gesehen zu haben.

Dennoch müssen Sie; dennoch! das Schicksal gebietet, nicht ich! ich traure.

Das Schicksal kann zerschmettern, aber nicht gebieten. Es kann mein Herz brechen, aber nicht meinen Willen. Ich habe nur einen

Willen, einen Freund, eine Geliebte; aber die sind mein! ganz mein!

Troßiger Mensch! Sie fordern nicht mich auf, aber das Schicksal; und das Schicksal sage Ihnen mit meinen Lippen: Es ist unmöglich! Sie beugte sich und gieng.

Wie dem nun auch sein mag, meine Hildgard, was Ihnen unmöglich scheint, ist der Liebe ein scherzendes Spiel, der Liebe, die in dem Grunde der Seele, des Herzens wohnt, nicht wie ein Miethling, sondern wie der Eigenthümer, das Herz, die Seele selbst.

O Hildgard, dieses verachtete Band, was für Kupfer gekauft ist, an dem Du Deine Briefe herabläßt, an das Band knüpfe ich eine Strickleiter, Du ziehst sie hinauf, befestigst sie, steigst herab, fliegst in meine Arme. Ich hebe Dich in den Wagen, wir fliegen über die Gränze, von da weiter von Gränze zu Gränze, bis dahin, wo die Welle ihrer Allmacht nicht mehr ein Sandkörnchen verwirren kann.

Dort bauen wir eine Hütte, Dir zum Schatten, und wir zählen unsre Tage an den

frohen Schlägen der seligen Herzen. O meine Hildegard!

Korb fragt: wenn's aber unmöglich wäre, wie die Fürstin sagte?

Unmöglich? ich bin ein Mensch, Korb, ein sündiger armer Mensch. Ich liebe ja die Semiramis nicht, oder meine künftige Urenkelin. Ich will die Unmöglichkeit ja nicht möglich machen. Ist es unmöglich, nun sieh, so wird die Unmöglichkeit ja von selbst sich ergeben, wenn ich anders meine fünf Sinne behalte. Aber tritt mir die menschliche Narrheit in den Weg, und will mir ihr Breitschholz für die Unmöglichkeit verkaufen, oder der Aberglauben, oder — ich spanne mein Gehirn an, Hildegard, daß seine Fibern fein sind, wie Sonnenstäubchen, um zu ersinnen, was es unmöglich machte, Dich mein zu nennen. Ich nehme zu den Wundern meiner Kindheit, zu allen Feenmärchen, was je ein Roman erdacht hat, meine Zuflucht, um eine Unmöglichkeit hervorzufuchen, und finde nichts.

Unmöglich! Aber ich weiß, was sie unmög-

sich nennen, eine Ueberhelt, die wie ein Nebel im Wege liegt, und den sie für den Abgrund des Meers halten.

Ich fragte Korb: bist Du mein, Adolph?
Dein! rief er: Dein! und stellte das Geschick, das allmächtige Geschick, das unüberwindliche, sich selbst in Deinen Weg, und Du willst den Kampf wagen, so bin ich Dein! der Freund ist Dein! Adolph ist Dein! rief er zehnmahl, und Thränen sprangen aus den flammenden Augen.

Gieh, Hildegard! den Freund habe ich; den Freund!

Eben erhalte ich meines Vaters Bewilligung. Deine Hildegard soll mir willkommen sein, mein Sohn! o liebe sie ewig. Ich sende Dir Deiner Mutter Schmuck. Gieb ihn ihr in meinem Nahmen; denn Du hast ihr schönere Perlen zu schenken, als ich, die Liebesthränen der Witwe. Er hat mir Geld gesendet. Ich bin ein reicher Mann, Hildegard, auf viele Jahre.

Ich habe nicht ein Wort mehr hinzuzusetzen,

als das, was ich lebenslang sagen werde, daß
ich Dich ewig liebe!

Antwort von Hildegard.

Die Geliebte ist Dein! Herrmann, Dein!
Hildegard ist Dein, wie Adolph Dein ist. Sieh,
Herrmann, die Geliebte hast Du!

Ich habe wie Du, der Unmöglichkeit nach-
gedacht; aber ich lächle. Man hat mir wohl
manchmahl zu schmeicheln geglaubt, und gab
mir zu verstehen, ich könnte vielleicht eine nahe
Verwandtin der Fürstin sein, vielleicht ihre
Enkelin gar.

Aber das ist nicht; wie oft bin ich mit
ihr in dem Grabgewölbe gewesen, wo der Leich-
nam ihres Sohnes ruht. Sie gerieth oft vor
Schmerz außer sich, sie redete seinen Schatten
an. War ich seine Tochter, so hätte ihr Herz
sie und mein Geschick verrathen. Aber in die-
ser Stunde hatte sie nie ein schmeichelndes Wort
für mich, nie einen Blick. Sie hatte mich
ganz vergessen, und ich stand da in stiller Ehr-
furcht vor der Majestät der Fürstin, und der

fürstlichen Leiche. Und gieng sie wieder, so gieng ich hinter ihr, wie damahls, da Du zuerst mich sahest, in ehrfurchtsvoller Ferne. Nein, gewiß nicht, gewiß nicht! Und wäre es, und setzten sie die Fürstenkrone auf mein Haupt, so lege ich sie ab, und setze den Brautkranz auf meine Stirn, den Deine Hand mir bietet! Ich bin Dein! Dein! Alle Ströme der Liebe rinnen durch meine Seele; alle Flammen der Liebe brennen in meiner Brust.

Der Ariadnesfaden hängt jede Nacht an meinem Fenster. Die Geliebte ist bereit. Ich fliege in Deine Arme, und mit Dir in die freien Räume der Liebe, des freien Lebens, des Paradieses, wo alle Engelstimmen uns empfangen, und der Huldigungsruf: Herrmann und Hildegard!

Antwort von Herrmann.

So halte Dich bereit, Hildegard, den Mittwochen, und schreibe nicht mehr; denn ich fürchte, man bewacht Dich. Nicht beobachtet man. Aber wer kann die Liebe aufhalten?
wer?

wer? Und müßte ich den Weg zu Dir mit dem Eisen in der Hand suchen, mit dem Tode an der Seite! wer will mir die Geliebte entreißen? Leb wohl, halte Dich bereit!

Dieser Zettel fiel nicht mehr in Hildegards Hände. Das Lächeln, die Ruhe, die wachsende Freude des Mädchens, hatte Verdacht erregt. Man brachte sie in ein anderes Zimmer; man entdeckte den Faden am Fenster, und so erhielt man Herrmanns letztes Billet, und sah den Tag, wo Herrmann sie entführen wollte.

Die Fürstin, die sowohl das Aufsehen, als den unternehmenden Muth Herrmanns scheute, ließ den Grafen Korb zu sich bitten.

Herr Graf, hob sie ruhig an: Ihr Freund liebt meine Hildegard. Ich habe ihm erklärt, daß es unmöglich ist, das Mädchen je sein zu nennen. Er glaubt mir nicht. Er will das Mädchen entführen. Lesen Sie das Billet, das er ihr geschrieben.

II. Band.

¶

Er las und schwieg.

Ich bin überzeugt, daß Sie alles wissen. Sie sind sein Freund. Ich möchte gern sanft lösen, sanft, was das Entsetzen gräßlich lösen müßte, wenn er sie entführt hätte. Sie sind der Vertraute seiner Geheimnisse; ich möchte sie auch zum Vertrauten des meinigen machen. Denn nicht wahr, wären Sie überzeugt, es wäre unmöglich, so wäre er es auch.

Eben die Unmöglichkeit begreift er nicht.

Schwören Sie mir Herr Graf, daß Sie heilig bewahren wollen, was ich Ihnen mittheilen werde, daß nie das Geheimniß über Ihre Lippen kommen soll.

Das darf ich nicht versprechen, Eure Durchlaucht.

Sie dürfen es; denn das Geheimniß soll Ihre Freiheit zu handeln, wie Sie nur immer wollen, nicht beschränken. Sie sollen die Liebe Ihres Freundes unterstützen; Sie sollen die Freiheit haben, Hildegard für ihn zu entführen. Sie sollen nur das Geheimniß wissen, es zu

verschweigen schwören, es zu vergessen, und Sie sollen thun, was die Freundschaft gebietet.

Verschweigen? ihm? Nein! nein!

So hören Sie den Preis, den ich auf die Verschweigung dieses Geheimnisses setze. Ich will ihren Händen Hildegard übergeben, und Sie sollen sie Ihrem Freunde zuführen, sobald Sie wollen.

Ich darf ja nicht! sagte er mit sich kämpfend; aber der Preis war zu groß, und die Zunge der Fürstin zu schmeichelnd. Er ließ sich bereden; er gab der Fürstin sein Wort, unter jeder Bedingung zu schweigen.

Nun denn, Herr Graf, jetzt bin ich ruhig. Hildegard ist seine Schwester.

Der Graf erschrak heftig; aber nur vor der bitteren Empfindung seines Freundes; aber nicht vor der Zukunft. Er kannte ja seinen Herrmann, wie stark sein Muth, wie kräftig sein Wille war. Er dachte in dem Augenblick nicht daran, daß dieses Geheimniß seinem Freunde ewig verborgen bleiben sollte, bis ihn die Fürstin daran erinnerte.

Da schaute er zitternd in die Zukunft.
Er muß es wissen! rief er.

Dürfen Sie es ihm sagen? fragte die Fürstin ruhig.

Ich nicht, wenn Sie mich nicht meines Wortes entlassen.

Aus diesem Grunde muß auch ich schweigen. Ich schwor Hildegards sterbender Mutter, das Geheimniß heilig zu verwahren, daß nie ihr Vater oder ihr Bruder es erfahren könnten. Ich selbst kannte den Vater und den Bruder meiner Hildegard nicht. Ein Geistlicher, der Lehrer Ihres Freundes, der noch jetzt bei seinem Vater lebt, wußte allein das furchtbare Geheimniß. Er entdeckte es mir, da Ihr Freund seine Liebe zu Hildegard dem Vater entdeckte. Sie sollen ihn sprechen. Er behauptet, Sie allein könnten den Freund retten, und das Geheimniß bewahren.

Sie schellte, und der freundliche, sanfte Mönch trat ins Zimmer.

Graf Adolph! sagte er mit leiser einschmelzender Stimme: Hildegard ist Herrmanns

Schwester. Das Geheimniß muß verschwiegen bleiben. Mir vertraute es die Sterbende in der letzten Beichte, daß es nie einem aus dem Hause Scharnesfeld verrathen werden sollte. Da hörte ich Hermanns Liebe, und ich zitterte; denn ich kenne ihn, daß Niemand, nicht Ueberredung, nicht Gewalt ihm etwas abringen kann. Nur Sie, Graf Adolph, nur die Freundschaft, Ihre und seine Freundschaft, kann es. Sie sollen das Band der Liebe trennen, und das Geheimniß bewahren.

Wie kann ich? er wird fragen: warum ist es unmöglich? Was soll ich sagen? Sprich! wird er sagen. Nede bei unsrer Freundschaft!

Werden Sie zugeben, daß er seine Schwester heirathet?

Nein. Aber wissen will ich, daß es seine Schwester ist.

Ihre eigene Tante, die Gräfin Korb, war die vertraute Freundin von Hermanns Mutter, und meine theuerste Schülerin.

Hier trocknete der Mönch sein Auge, schlug es mit der Ergebung eines langen, frommen

Lebens voll eigener Opfer gen Himmel, und fuhr fort: sie brachte einen Frühling mit ihrer Freundin und Hermanns Vater auf dem Lande zu. Unbesorgt, weil sie unschuldig war, und weil ihre unschuldige Freundin, die Baronin, es forderte, gieng sie mit dem Baron im höchsten Vertrauen um, als wäre er ihr Bruder. Ach, sie waren es beide werth unschuldig zu bleiben; aber sie blieben es nicht. Ein gefährlicher Augenblick der Schwäche und der Vergessenheit zerstörte das Glück dreier Menschen, und gab Hildegard das Leben. Der Gram um die verrathene Freundin tödtete Hildegards Mutter; die Untreue des Mannes und der Freundin Hermanns Mutter, und der unglückliche Vater schmachtet sein Leben hin. Hier sind die Briefe ihrer Tante an mich, vor Ihrem Tode. Lesen Sie, und dann, wenn Sie können, verrathen Sie das Geheimniß dieses heiligen Herzens.

Der Graf las die Briefe, und Thränen eines hohen Schmerzes und einer noch höheren Bewunderung, standen in seinen Augen.

Nein, bei Gott! in ihrem Grabe und in diesem Herzen soll ewig das Geheimniß ruhen. Was soll ich thun? reden Sie!

Nichts mit Herrmann erdrtern; denn er wird ewig sagen: redet, warum es nicht sein kann. Und ich will Euch zeigen, daß es möglich ist!

Was soll ich denn?

Wir alle werden ihn nie abbringen von seinem Wege; Hildegard eben so wenig. Es ist nicht anders. Sie sollen ihn Morgen Abend verhaften, eben wenn er Hildegard entführen will.

Mönch! rief Korb heftig: Sie haben nie einen Freund gehabt.

Einen, Graf Adolph, der für mich starb, und den mein Herz verdient hat.

Ich soll, sagen Sie —

Ihn verhaften im Namen des Fürsten, und sagt er wie Cäsar zu Brutus: auch Du, Adolph! so nennen Sie ihm einen Namen aus dem Alterthum, das heilige Symbol ihrer Freundschaft: Damon!

Wösch, das waren Träume begeisterter Jünglinge.

Begeistert Sie Hermanns Glück nicht, Graf Adolph? Für Hermanns Herz stehe ich. Es wird nicht wanken. Wissen Sie ein anderes Mittel?

Aber wie? wenn sein Herz von meinem losrisse? Wösch, wenn die Freundschaft unter dem furchterlichen Spiel zu Trümmern gieng?

War sie denn mehr werth? Hermann zertrümmert die Freundschaft nicht. Wösch! sagst Du, junger Mensch! diesen Rahmen erhielt ich, da ich der Freundschaft die Liebe aufopferte. Jüngling! sage ich denn: Du sprachest so groß, und trauest der Freundschaft und dem jungen Muth, und dem Jünglingsnahmen, den Du und er führt, nichts? War denn seine Orakelhöhle nichts als ein kindisches Spiel? Waren Eure Schwüre Luft? Das Schicksal hat Dich bei dem Worte genommen; löse es!

Der Graf stand lange und sann; er kam zehnmal darauf zurück, daß man mit dem Worte: Deine Schwester! alles beruhigen könnte.

Der Mönch sagte: Graf Adolph, Sie fordern von mir, was Sie selbst nicht wagen wollen. Ich soll meinen Eid brechen, damit Sie ihren Halten können. Erfinden Sie ein Mittel, das beide Geschwister trennt, und —

Wie lange soll er seiner Freiheit entbehren?

Bis Hildegard in Sicherheit ist.

So kann ihn ein anderer verhaften!
Warum ich?

Ein anderer wird ihn verhaften, wenn Sie es ausschlagen. Aber weil ich Herrmannen liebte, bestimmte ich Sie dazu, seinen Freund, der mit dem einzigen Worte: Damon! sein Gefängniß mit Hoffnungen erfüllt, seine Brust mit dem Troste: so mußte es sein! denn Adolph war es, der mir den Kerker öffnete.

Da willigte der Graf ein, mit einer Unruhe in der Brust, die nie, nie endigte.

Am Abend, da Herrmann alles bereit hatte, seine Hildegard zu entführen — er wohnte vor dem Thore in einem einsamen Gartenhause — drangen Soldaten in sein Zimmer zum Verhaft.

Was ist das? rief Herrmann, und zuckte den Säbel, und hielt die Soldaten in der Ferne, Verrath! Himmel und Hölle! Niemand nähere sich!

Da trat Adolph in das Zimmer mit trauernden Blicken. Im Nahmen des Fürsten verhaftete ich Dich, Herrmann!

Da sank Herrmanns Arm mit dem Säbel kraftlos nieder. Adolph! seufzte er mit matter Brust: o Du? Du, Adolph?

Ich! rief Adolph mit Augen, die emporflaminten: ich, Herrmann, ich verhaftete Dich! Sieh mich an. Ich bin Adolph! ich bins wahrhaftig.

O kannst Du es sein? Adolph?

Ich bins, bei unsern Eiden, ich bins! Gib Deine Waffen ab, Herrmann!

Nein! nein! Sterben will ich hier, und Deine Hand soll das Gräßliche vollenden! Meine Waffen gebe ich nicht.

Herrmann, ich mahne Dich an den Tag, da wir in der Orakelhöhle standen. Und wenn ich kalt bin wie Eis, hart wie diese Felsen,

wenn mein Auge feindlich Dich anblickt, wie das Haupt der Gorgone, so sagtest Du mir! — so sollst Du Dein Haupt, so sagtest Du, Herrmann: vertrauend zum Schlaf an meine Brust legen, wie der Säugling an die Brust der Mutter. So sagtest Du! Und wenn Engel vom Himmel riefen: er ist Dein Freund nicht mehr! so sollst Du sagen: Ihr lügt! Das sagtest Du, Herrmann, und einen heiligen Namen sollte ich Dir nennen; ich nenne ihn: Damon! Gib Deine Waffen ab, Herrmann!

Er gab den Soldaten den Säbel, zwei Pistolen, über seine Wangen rollten Thränen.

Er fragte leise: wo sind Deine Fesseln, Adolph?

Hier! Er breitete ihm seine Arme entgegen.

Da umklammerten sie sich beide, drückten lange Brust an Brust, Herz an Herz, Lippe an Lippe, im lauten unendlichen Schluchzen, daß den harten Kriegern Thränen aus den Augen strömten, und ganz nahe ertönte von einer

schönen Flöte die Melodie, die Herrmann wohl kannte, von dem Liede, was er selbst gemacht hatte: ich wanke nicht an Deinem Herzen! Ich halt es fest, ich bin Dir treu!

Was ist das? rief Herrmann, und der Mönch trat auf die Schwelle mit dem blassen Gesicht, mit dem sanften Lächeln, und sagte: o vertraue, Herrmann! vertraue!

Ich vertraue Dir, Adolph! sagte Herrmann, das Haupt auf die Brust niederbeugend, Führe mich! Führe mich!

Die beiden Freunde stiegen in den Wagen. Der Graf entließ die Soldaten. Sie kamen am Morgen auf der Festung an. Adolph führte ihn auf sein Zimmer.

Ich darf Dich wohl nicht fragen, Adolph!

Da Du mich fragtest in Deiner Orakelhöhle, da antwortete ich: ich will Dich unendlich lieben mit dem Finger auf der Lippe. Es könnte ja sein, daß das harte Geschick zwischen unsre Hände träte, zwischen unsre Lippen; aber zwischen unsre Herzen soll es nicht treten. O Herrmann traue mir; sieh ich lächle ja.

Ich frage nicht, ich bleibe. Ich bleibe bis Du mich befreist. Ich bleibe.

Sie rissen sich schmerzlich aus einander. Herrmann riß ihn dreimal zurück, dreimal sank Adolph an seine Brust; aber Herrmann fragte nicht.

Adolph kam bei der Fürstin an, todtbleich, als stände er von einer furchterlichen Krankheit wieder auf. Sie wußte von dem Mönch, was geschehen war.

Sie sind glücklich, Herr Graf, sagte sie sanft: Ihr Freund ist es nicht! O warum seid Ihrs nicht; ich gäbe meinen Fürstenhut für diese Stunde. Jetzt sein Sie der Tröster der armen Hildegard. Sie ist zum ersten Male wieder im Garten.

O mit welcher unendlichen Freude flog Hildegard auf Adolph ein. Sie war so bleich wie Adolph. Sie sah ihn an, sie zitterte schon vor seinem trüben Blicke, vor seiner bleichen Farbe.

Ist er todt? Adolph, ist er todt?

Er lebt, Hildegard, er lebt. Er ist gesund.

In meinen Armen ist er abgereist; ein unvermeidliches Schicksal zwang ihn.

Ich sehe wohl, es ist etwas Geheimnißvolles dabei, was die arme Hildgard nicht wissen soll. Ach, ich war ja eines starken Mannes Geliebte. Ich bin ja auch stark. Nicht wahr? er trug die Trennung von mir stark und muthig? Man sollte mir es sagen. Nichts mattet den Geist mehr ab, als wenn er, von tausend gräßlichen Gespenstern umringt, nicht weiß, auf welches er blicken soll.

Er warf seufzend sein Auge auf das seufzende Mädchen. Aber er konnte sie ja nicht trösten.

Es war Trost genug für die Arme, daß sie nur einen hatte, mit dem sie von Herrmann reden konnte; aber in der Tiefe ihres Herzens bewegte sich ein endloser Gram, ein stummer Schmerz, der nicht einmahl Seufzer wagte.

Da fragte Adolph den Wöbch: darf denn Hildgard nicht wissen, daß sie seine Schwester ist?

Darf sie es wissen? antwortete er sanft. Frage Dich selbst, wenn sie es wissen darf?

Sage ihr das Geheimniß, aber dann gib Hildegard Deine Hand, damit Dein Freund alle Hoffnungen aufgeben muß.

Wönch! rief Adolph zürnend.

Ist sie die Frau eines Andern, so hat er auch alle Hoffnungen aufgegeben. Ist sie Deine Frau, und Du sagst ihm freimüthig: Damon! sein Herz wankt nicht! seines nicht! — so erräth er das Geheimniß, das heilige Schwüre gefesselt haben. Er brachte Dir das große Opfer der Freundschaft. Er traute Dir. Bringe ihm das größere, und rette ihn! Gib Hildegard Deine Hand! Ueberleg! Dann rede mit dem Mädchen!

Wönch! rief Adolph noch zürnender und verließ das Zimmer. Er hörte den Wönch im Nebenzimmer eine sanfte Melodie blasen, und leise sang er den bekannten Text dazu:

Trennt uns des Schicksals dunkler Wille;
Auf ewig trennt das Schicksal nicht.
Das Opfer fällt in heil'ger Stille;
Doch nicht verlöscht der Freundschaft Licht!

Das sang Adolph und gieng wieder zu dem Wönch ins Zimmer. Wissen Sie, was Sie Gräßliches vorhaben?

Ich? Eräßliches? — Wagen Sie es des Himmels Finger in ihrer seltsam entstandenen Freundschaft abzulängnen! Nicht ich! Dein und sein Geschick!

Laßt sie eines Andern Weib werden!

Himmel! soll sie treulos sein? Sie soll seines Freundes Weib werden, ihn zu retten, nicht ihn zu verderben. Damon! sollst Du sagen, und sie, und dieser Mahne, die Weihe Eurer Freundschaft und ihrer Liebe, soll ihn aufrecht halten, wie eine Stimme aus einer höhern Welt.

Er wird mich hassen!

Hassen nicht, glaub' ich, aber verlassen.

Auf ewig!

Auf ewig trennt das Schicksal nicht. Weißt Du, o Adolph, weißt Du es sanfter zu lösen? Sprich!

Ihm sagen.

Du willst den Freund Dir retten mit Verrath?

Lebte Hildegards Mutter noch; sie würde —
Einwilligen? Vielleicht; aber sie lebt nicht.

Adolph

Adolph versank in tief sinnige, schmerzliche Träume. Da erzählte der Mönch ihm, welch ein Opfer er der Freundschaft gebracht. Er hob sein Herz, seinen Muth hoch empor. Er wagte es, für Hildegards Einwilligung zu stehen. In der süßen Betäubung der erhabenen Bilder willigte er ein.

Der Mönch sah ihn starr an. Das Schönste habe ich Dir verschwiegen, Adolph. Du und Dein Freund, ihr übernehmt die Strafe des unglücklichen Vaters. Eure reinen Herzen entwaffnen den Arm des rächenden Schicksals, der Sohn und der Nefse der beiden Verbrecher. Mir scheint, Ihr waret bestimmt, sie mit dem Himmel zu versöhnen, und Du, Adolph, Du rettetest den Sohn, den Freund, die Tochter, den Vater, die Mutter! und des Himmels Gerechtigkeit!

Da sprang der Graf mit funkelnden Augen auf! und rief: ich will! ich will! Geh und rede mit ihr!

Der Mönch gieng zu Hildegard. Er kündigte sich ihr als den Freund ihrer Mutter an,

und bei diesem süßen Nahmen schon zerfloß Hildgard in Thränen.

Er übergab Hildgard einen Brief ihrer Mutter, worin sie ihr von ihrem Sterbebede aus befahl, den Mann, der ihr diesen Brief übergäbe, als ihren Vater und Freund anzusehen.

O, rief Hildgard schnell, so kann ich Ihnen mein gequältes Herz öfnen.

Der Mönch, ohne zu antworten, übergab ihr einen Brief der sterbenden Mutter, in dem sie ihn bittet, ihr Geheimniß, das sie ihm unter dem heiligen Siegel der Beichte anvertraut hat, ja zu verwahren.

Welch Geheimniß? fragte Hildgard.

Ihnen darf ichs anvertrauen, wie sie gelesen haben. Sie sehen aber, welch einen Preis Ihre Mutter auf die Anvertraung des Geheimnisses gesetzt hat.

Ein Schweigen wie das Grab. Ich schwöre bei dem Grabe dieser theuern Mutter, ich schweige.

Nun denn, Hildegard, Sie sind Herrmanns Schwester.

O das war's, rief sie, die gefalteten Hände auf die erstarrende Brust drückend: das war's, was mir in einer dunkeln Mitternacht, war's ein Traum oder mehr, oder war's die dunkle Ahnung meiner Seele? zutrug!

Der Mönch gab ihr Zeit, sich zu erholen. Dann setzte er ihr aus einander, warum Herrmann von seinem Freunde verhaftet werden mußte.

Und wenn ist er frei, mein unglücklicher Bruder? O mein Bruder! o mein Herrmann! fragte sie immer mehr erblassend und schwankend.

Wenn sein Freund und seine Schwester ihn retten wollen.

Ich will! was muß ich thun? ich will!

Er darf nie erfahren, daß Sie seine Schwester sind.

O weh! er darf nie erfahren — ich will aber dennoch. Ich will ja! Reden Sie!

Sie müssen ihre Hand einem andern Manne geben.

Wie? o Gott! Wie? O ewige Barmherzigkeit des Himmels! Ich will den Schleier nehmen.

Und Sie stoßen ihn ins Verderben. Sie kennen ihn. Der Schleier wird ihn nicht abhalten. Er wird glauben, Sie sind gezwungen.

Ich will ihm sagen — daß ich freiwillig — o Güte Gottes!

Dann wird er verzweifeln; dann hält er Sie für treulos.

Wie? wenn ich eines Mannes Weib würde? bin ich von Sinnen? wird er mich denn nicht für treulos halten?

Nur Graf Adolph kann ihn retten. Sie kennen den Bund der Weiden.

Ich habe ihn mit geschworen.

Eben darum, liebe Hildegard, eben darum müssen Sie Gräfin Korb werden.

Sie schauderte zurück, sie sank kraftlos auf einen Armstuhl. Aber der Mönch setzte ihr auseinander, daß nur ihre Verbindung mit

Adolph Herrmann über den Verdacht der Treulosigkeit oder des Zwanges weyheben könne. Ihre Verbindung mit seinem treuen Freunde muß ihn dahin führen, das Geheimniß zu errathen, daß ihm ewig verschwiegen bleiben muß. Der Schleier oder eine andere Verbindung, wird ihm ewig Untreue oder Zwang scheinen, und, ich kenne ihn! o wir kennen ihn ja alle! und er ist verloren.

Entsetzlich! gräßlich! Ich will es überdenken!

Wie lange soll er noch im Gefängniß schmachten? oder soll er hervorbrechen und — das erst wäre gräßlich! das erst!

Er las ihr die Briefe von ihrer Mutter vor, die in frommer Ergebung keinen andern Wunsch hatte, als ihr Vergehen zu büßen.

Dieser Wunsch Ihrer Mutter, Hildegard, wurde nicht erfüllt. Das Schicksal ließ die Mutter ruhig ins Grab sinken, die edle Tochter sollte mit stolzem Muth die Mutter versöhnen, und den Bruder mit dem einzig mög-

lichen Opfer retten, dem schwersten, was je das Geschick zu bringen gebot.

Da erhob sich das erblaßte Mädchen, und sagte mit zitternder, aber lauter Stimme, und ergriff sich zu halten einen Tisch: Ich will es bringen! Jetzt! jetzt! denn er soll frei sein.

Da trat die Fürstin, die auf dieses Wort im Nebenzimmer geharrt hatte, herein. Sie umarmte ihre Hildegard mit den Worten: o Heldenseele! Du hast aus Deinem Unglück einen Fürstenschmuck gemacht, um Deine schwerste Stunde den Sternenzweig einer Heiligen geflochten. Den Muth hatte ich, Mädchen; ich beneide Dir nur Dein Geschick, obwohl — o haben der Fürsten Töchter andere Freuden, als die Großmuth der Entsagung?

Nach zehn Minuten führte die Fürstin Hildegard in die Schloßkapelle vor den Altar. Sie wand ihr statt eines Brautkranzes von Myrthen, eine reiche Perlenschnur um das Haar. Graf Adolph trat ein. Die Fürstin führte ihn an Hildegards Seite. Die Augen des Paares hiengen voll Thränen; ihre Herzen waren voll

Schmerz. Sie legten zögernd die zitternden Hände in einander, über die der fromme Mönch den Segen der Kirche sprach. Dann hielt er kniend ein inbrünstiges Gebet, daß Gott die Verbindung segnen möchte, die in Gott und mit Gott eine höhere Liebe und die höchste Jugend geschlossen hätte.

Hildegard sank nach der Trauung zu der Fürstin Füßen, Adolph in des Mönchs Arme.

In diesem Augenblicke flog donnernd die große Flügelthüre auf, und Herrmann mit dem furchtbaren Ruf: Hildegard! stürzte daher.

Er hatte die ersten Tage ziemlich gelassen auf der Festung geseffen, dem Worte Damon vertrauend. Aber in dem einsamen, langen Nachdenken sann er auf einen Grund seiner Trennung von der Geliebten, und über die Theilnahme Adolphs daran. Ihm fiel, nach dem er alle Tiefen des Schicksals durchgrübelt hatte nach einer Ursache, das Wort Adolphs ein, was er von Hildegard sagte: wäre sie nicht Dein, bei Gott! so müßte sie mein sein! Er

starrte in diesen Schlund des heillosesten Mißgeschickes mit zweifelndem Blick, und ihm fiel ein mit eiskaltem Grauen, mit welcher schönen Begeisterung Hildegard das erstemahl, da sie Adolphsen sah, zu ihm geredet hatte. Er erinnerte sich jedes freundlichen Blicks, jedes frohen Worts, das sie ihm gegeben, wie sie ihm oft heimlich zugelächelt, und er ihr, und wie seltsam kalt und verwirrt. Er zog Hildegards Briefe hervor, und las, und verfinsterte das Auge, und er zog Gift aus den reinsten Blüthen ihrer Worte. Er faßte mit gewaltiger Faust in die eisernen Gitter seiner Fenster und zog die Hand blutig zurück.

Nein! rief er: nein! er ist gut; er verräth mich nicht! Er nicht! Und er wälzte sich die Nacht auf seinem Lager in Dornen.

Er gleng mit dem Morgen ins Freie, um Verdacht und Eifersucht abzuschütteln; denn sein Verhaft war gar nicht streng. Aber er eilte freiwillig wieder in das Gefängniß um finsterner zu sein. Und nun fiel ihm ein, daß Adolph gefragt hatte, da er über seine Liebe entscheiden

solte: wenn ich nun nein sagte? Zweimal hatte er so, und so bedeutend gefragt. Und — o Himmel! hatte denn nicht Hildegard am andern Morgen ihm eben die Frage gethan: wenn nun ihr Freund nein gesagt hätte? War's ihm nicht gleich damahls sogleich aufgefallen? Drangru die Worte nicht wie eine finstre drohende Wolke in den Himmel seiner reinen Seele, und blieb da fest stehen?

Diese Vorstellungen erschienen aus dunkler Nacht wie Gespenster, wie böse Geister, die Menschen zu Verbrechen locken, und verschwanden wieder; wie Furien drangen sie auf ihn ein, ihre Dolche, die blutrothen Flammen ihrer Fackeln bewegend, und verschwanden wieder, wenn er die Namen Adolph, Hildegard nannte.

Fort! schrie er: höllische Geister! Er ist treu! Sie ist treu! Aber die gräßlichen Bilder flatterten dennoch wieder mit leisem Flügelschlag durch die Nacht in seiner Seele, wie Fledermäuse durch die Nacht.

Er sprang auf nach der unerträglichen Qual mehrerer Tage, am frühen Morgen. Er

gieng auf den Wall. Ein Posthorn in der Ferne erregte in seiner Seele den schnellen Entschluß, wegzugehen. Er stürzte den Wall hinab, gleng über das Wehr des Grabens, war im Freien, und stieg in den Wagen des Postillons, der leer zurück fuhr. Er fuhr Tag und Nacht zwei Tage, und war am Abend vor seinem Hause.

Er fand nur seinen Franz, der außer sich vor Freude war, seinen Herrn wieder zu sehen.

Wo ist Adolph?

Franz erzählte, der Mönch habe den Grafen abgeholt nach Karolinenruh.

Was da?

Das wußte Franz nicht. Er hatte nur den Namen Hildegard nennen hören. Der Alte hatte gehorcht, um von seinem Herrn etwas zu hören. Von einer Trauung in der Kapelle der Fürstin zu Karolinenruh sei auch die Rede gewesen.

Da stürzte Herrmann hinaus nach Karolinenruh, und mit dem Geschrei: Hildegard! in die Kapelle.

Hildegard sank bei Herrmanns Stimme ohnmächtig auf die Knie der Fürstin. Adolph hielt sich erblaffend und bebend an dem goldnen Sitzer, das den Hochaltar umschloß.

Herrmann stürzte daher, und riß Hildegard mit starkem Arm an seine Brust.

Herrmann! rief der Mönch mit sanfter Majestät vortretend: berühre sie nicht! Hildegard ist Adolphs Weib. Das Sakrament der Ehe hat sie vereinigt.

So betrogst Du sie im Namen Gottes, Elender! Sie ist mein! und wer es wagt, wer es wagt — er sah mit drohender Verachtung einen nach dem andern an — mich zu halten, der ist des höllischen Betrugs Spiesgeselle! Er hob Hildegard auf seine Schulter.

Chrst Du Gott nicht, Herrmann, rief der Mönch: so ehre Deine Schwüre, den Bund der Freundschaft, eben so göttlich als das Sakrament, so ehre einen edlen Namen, den Du selbst einst zum Ziel Deines Lebens machtest. Adolph, nenne ihm den Namen Damon!

Den Ihr schändet, den Ihr zur Falle
meines treuen Herzens machtet. Fort Betrü-
ger! Sie soll reden! Hildegard!

Hildegard! schrie er, und Hildegard schlug
die Augen auf.

Sie sah hilflos, mit offnem, angstvollem
Munde rings um sich, sich zu besinnen. Dann
sagte sie leise: Herrmann, ich bin — Adolphs
Weib! Aber bei dieser furchtbaren Minute! ich
war Dir treu. Adolph war Dir treu!

Adolph umfaßte seine Knie und rief: ein
unbesiegbares Schicksal, Herrmann — Damon!
sieh, ich rufe in gräßlicher Angst meines Her-
zens den Namen Damon! O Unglücklicher,
verzeihe! o verzeihe, was nicht zu ändern war.

Herrmann sah ihn an, dann Hildegard,
die vor ihm kniete, dann warf er den finster-
zürnenden Blick gen Himmel; dann sagte er
kalt: ich habe geschworen! ich halte den Schwur!
und er war verschwunden.

Die Angst preßte aus Hildegards Lippen
hinter ihm her das Geschrei: mein Bruder!
aber er hörte es nicht. Adolph und der Mönch

flogen, sobald die erste Bestürzung vorüber war, zu Hause. Er war da gewesen; aber mit Franzén fort. Sie suchten ihn, wo sie hoffen konnten ihn zu finden. Vergebens. Er war unterwegs zu seinem Vater.

Er war in seinem Gefängnisse schon einmal auf den Gedanken gefallen: wie, wenn sie Deine Schwester wäre? In der Verzweiflung, den Freund zu retten und die Geliebte, ließ er sich von Franzén, der alle Geheimnisse seines Hauses wußte, von dem Leben seines Vaters aus der Zeit, jede Kleinigkeit erzählen. Es kam nichts von einer Untreue seiner Eltern vor. Es blieb ihm nichts übrig als der furchtbare Gedanke: er sei von seinem Freunde verrathen. Sein Herz erstarrte, und die Welt um ihn her mit seinem Herzen.

Er traf seinen Vater mit dem Tode ringen. Am folgenden Morgen kniete er an seinem Sarge; dann besuchte er das Grab seiner Mutter.

Er ließ seinen Franz auf dem Gute als Oberaufseher, nahm einen Knaben von fünfzehn

Fahren mit sich, und reiste kalt und fest verstummt ab.

Adolph und Hildegard drangen mit Hefigkeit darauf, nach dem Gute Herrmanns abzureisen; aber die Begebenheit in der Kapelle hatte den Mönch so innerlich erschüttert, daß er nicht die Kraft hatte, die Reise zu machen.

Die Nachricht von dem Tode seines Freundes, Herrmanns Vater, von Herrmanns Abreise, erschütterte die wankende Gesundheit aufs neue. Adolph und Hildegard mußten noch einmal das Versprechen wiederholen, das Geheimniß zu verschweigen. Dann starb er.

Ein Jahr nachher starb die alte Fürstin.

Graf Adolph hörte von seinem Freunde, so lange Hildegard lebte, nicht ein Wort. Hildegard hatte ihrem Manne zwei Kinder gegeben. Sie war glücklich, denn sie war Mutter; aber ihr Herz brach dennoch unter einer stillen Sehnsucht, die sie ewig verbarg. Sie faßte sterbend ihres Mannes Hand, und sagte, nicht mehr erröthend vor der geheimen Sehnsucht, sondern froh über die treue, lange Liebe: siehst Du ihn

wieder, lieber Adolph, so grüße ihn sehr, ach recht sehr von mir. Sag ihm, ich war ihm treu bis an den letzten Schlag meines Herzens. Ja, sag ihm, daß ich für ihn sterbe! Sie lächelte noch einmahl und war nicht mehr.

Wenn der Mensch alle seine Wünsche erreicht hat, so ist er nicht glücklicher und unglücklicher, als der Jüngling, dem das Schicksal nichts mehr nehmen kann, als das inhaltsleere Leben. Der Sarg seines Vaters, das Grab seiner Mutter, der Anblick seiner Orakelhöhle, das alles zwang Herrmann nur ein kaltes Lächeln ab, wie das Andenken an einen seltsamen Traum. Er stand furchtbar nah an der Pforte des verachteten Lebens, ohne es zu wissen. Seine Hand zuckte nach dem tödtlichen Werkzeug. Er sah der untergehenden Sonne nach, und fragte: bist du wirklich? oder bist du der spielende Funken eines Traums? Er sah den Sternenkranz der sanften Milchstraße über seinem Haupte sich bewegen, und fragte:

bist du die Stralenkrone Gottes? oder das vergehende Meteor einer flüchtigen Minute? Ich gieng auch um eine schönere Welt wie du; aber da erlosch der Glanz, es blieb nichts, als das dunkle Grab, ein zuckender Tod, den wir Leben nennen, die Leidenschaft, die den schönen Traum der Tugend und der Ewigkeit zerstört. Warum wohnt in der engen Brust des Menschen ein schöner Traum, die Tugend, die Ewigkeit, und Gott? Nichts bist du, sanfter Sternenzweig, als die Todtenlampe in einem Grabgewölbe! Zieh hin!

Seine Hand griff nach dem Gewehr. Was ihn zurückhielt, war der Gesang des Schäfers, der zu ihm von den Hürden herüber tönte. Der Gesang goß den Schlummer auf seine Augen.

Am andern Morgen reiste er ab. Der Knabe, den er mitnahm, war, wie der Gesang des Hirten, auf der Reise sein Schutzherr. Er sah seinem Herrn so sanft bittend in das erstarrte Auge, war so dienstfertig, nicht aus Pflicht, sondern um ihn zu erhalten, daß
Herrmann

Herrmann etwas dagegen thun mußte. Der Knabe war das einzige Wesen, das Theil an ihm zu nehmen schien, und der kleinste Strom der Liebe zersprengt die festesten Ketten der Verzweiflung. Die Reise gieng fort von einem Tage zum andern.

Ist der Mensch erst so weit, so muß er irgend einen Lebensplan haben, und eben darum faßte Herrmann den Entschluß, mit seinem Leben sich und — er schauderte zusammen bei dem Gedanken — und dem ewigen, unbekannten Schicksal über ihm zu erweisen, daß es gleichviel ist, zu sein oder nicht zu sein! Sein Leben sollte ihm eine Exempelprobe sein, daß seine Verzweiflung richtig gerechnet hatte, und da er weder liebte noch haßte, so konnte er ohne Gefahr aus den Menschen, die er traf, aus den Zufällen, aus dem Leben, ja aus dem Tode ein ernstes Spiel der Verzweiflung machen. Er war fest überzeugt, das Leben konnte ihn nicht wieder in das Netz ziehen, und so gieng er unmuthsvoll, aber entschlossen an die ent-

II. Band.

H

seglische Arbeit, die jede noch warme Stelle seines Herzens mit Eis überzog.

Er drängte sich erstarrt, kalt und eisern, ein unbarmherziger Richter, in das warme Spiel der menschlichen Herzen. Er that wohl ohne Liebe. Er sagte die Wahrheit ohne Schonung. Er warnte ohne Theilnahme; er rettete Unglückliche ohne Freude, und mit kalter Verachtung sagte er: o ich hatte Recht! ich hatte Recht!

Einen Morgen gieng er finster in einer öden Gegend. Er sah von weiten auf einem kleinen Hügel an der Landstraße ein Mädchen neben einem jungen Menschen sitzen. Das Mädchen hatte ihr Haupt in einer zärtlichen Stellung auf die Schulter des jungen Menschen gelehnt. Eben da er vorüber gehen wollte, stand der junge Mensch auf und sagte: nun müssen wir scheiden!

Ich kann's ewig nicht, ich kann's nicht, Bernhard!

Wir müssen! rief der Mensch, die hervortretenden Thränen mit dem Kermel trocknend. Wir müssen! denk an mich, wenn Du —

Nimmer! nimmer! O laß mich nicht!

Herrmann blieb hinter einem Weißdorngebüsch an der Straße stehen, und so war er Zeuge von einem rührenden Gespräche, in dem der junge Landmann sich von der Geliebten losreißen wollte.

Herrmann wollte lächeln, aber die Töne der Stimmen waren so rein von Schmerz bewegt, die Worte so einfach rührend und herzlich, daß er nicht lächeln konnte.

Aber der junge Mensch riß sich endlich aus ihren Armen zu gehen für immer. Da riß der Trennung Schmerz zu gewaltig an des Mädchens Herzen. Sie schrie entsetzlich auf, sank ohnmächtig nieder, und der junge Mensch rief um Hülfe. Herrmann sprang herzu, und in eben dem Augenblicke stürzte auch ein junges, wohlgekleidetes Mädchen von der andern Seite zur Hülfe herbei.

Auf jenen Garten! rief das Mädchen, und hob die Ohnmächtige auf. Herrmann und die Fremde führten sie in den Garten. Ein Paar Tropfen Wein brachten sie ganz zu sich.

Herrmann schaute mit finstern Blicken auf die beiden Liebenden. Das Mädchen schlug ein Paar blaue, helle, himmelsreine Augen, in denen noch der Schmerz der Trennung und die reine Flamme der Liebe lag, gegen Herrmann auf, der finster kalt da stand; dann wendete sie das furchtsame Auge auf das Mädchen, und sagte in herzzerschneidenden Tönen: ich kann ihn ja nicht lassen!

Das Mädchen legte das Haupt der Unglücklichen an ihre Brust, und nun fragte sie nach der Geschichte ihres Jammers.

Die Bäuerin erzählte, wie sie von Kind auf ihren Bernhard geliebt, weil er so fromm, so gut, so treu gewesen, und so arm.

Das war unser Unglück, Hannchen!

Und wie, fuhr das Mädchen fort: bei der Rekrutenaushebung, auf ihr Gebet zu Gott und ihrer Schutzheiligen, hoffte sie, er als einziger Sohn einer armer Mutter, frei geworden, und wie der reiche Schulze ihn für ein Geschenk an den Offizier, statt seines Sohnes, dennoch gestellt, und wie er nun, weil er nicht

klagen sollte, weit über das Gebürge, nach Welschland, nach Meiland sollte. Ich kann Dich ja nicht lassen, guter Junge!

Diese Erzählung war's nicht, welche das Mitleiden und die Thränen des fremden Mädchens erregten, sondern der Ausdruck des tiefen Schmerzes, das Erblassen des schönen Gesichts, und das erstarrte Schweigen des verzweifelnden jungen Menschen.

Ihr müßt Euch fassen! sagte Herrmann finster. Nach einem Monate ist ja doch alles vergessen.

Die Fremde warf einen verachtenden Blick auf Herrmann, und sagte erbittert: wie mag man eines gebrochenen Herzens spotten!

Ich muß fort, so unterbrach der Geliebte sein Schweigen, und streckte im heftigsten Schmerz die zitternden Arme offen der Geliebten entgegen.

Gott! rief die Fremde: kann Euch denn nichts retten? nichts?

Zweihundert Gulden hätten es gekonnt; aber nun ist's zu spät.

Herrmann fragte kalt wie Eis nach dem Nahmen des jungen Menschen, nach der Wohnung des Hauptmanns, sagte kalt: bleib hier bis ich zurück komme, und gieng.

Nach einer Stunde war er wieder da, mit einem so kalten Gesichte, daß alle drei auf einmahl vor Hoffnungslosigkeit ausschrien.

Hier ist Dein Abschied! sagte Herrmann, und wenn ich bedenke, setzte er, die finstern Blicke bald auf das Mädchen, bald auf den jungen Menschen richtend, hinzu: daß sie vielleicht schon in ein Paar Monaten den Abschied und mich dazu verwünschen, so — da ist er!

Die Fremde erschrak heftig bei diesen Worten. Sie wollte eben seiner Großmuth eine Lobrede halten.

Aber der Abschied, fuhr Herrmann kalt fort, gilt nur ein Jahr, und der Schulze in Deinem Dorfe bleibt Schulze. Der Kapitain meint, Du müßtest das Dorf verlassen. Weißt Du irgend wohin?

Die beiden Glücklichen stürzten zu Herrmanns Füßen.

Auf! rief er: ich liebe die Schauspiele nur auf der Bühne.

Die Fremde heftete den erschrockenen Blick auf Herrmann, auf das ernste, und dennoch so schöne Gesicht. Ihre Base, die dazu gekommen war, meinte, ein Garten in ihrer Nähe, der verpachtet werden sollte, würde das junge Paar recht wohl ernähren, wenn sie den Pachtvorstand aufbringen könnten.

Herrmann erbot sich den Vorstand zu machen; so kalt, daß das junge glückliche Menschenpaar nicht einmahl das Herz hatte, ihm zu danken.

Man ließ sich mit dem Besitzer des Gartens in Unterhandlung ein. Julie, so hieß das fremde Mädchen, fürchtete mit jedem Augenblick, Herrmann möchte zurücktreten; wie erstaunte sie, da er den Vorstand machte, und dem jungen Paare noch eine kleine Summe zu einer artigen Einrichtung ließ, mit deren Wiederbezahlung es keine Eile haben sollte.

Da nahm das junge Paar Abschied von

ihm, die Geliebte mit Thränen eines tiefen Kummers in den Augen.

Hast Du noch etwas zu wünschen? fragte Herrmann hart.

Das Mädchen beugte sich schluchzend, aber sie kniete nicht. Ach, sagte sie: daß Sie mich nur einmahl freundlich ansehen möchten. Sie haben mich glücklich gemacht; aber —

Kind, fiel Julie ein: ein Gewitter schüttet auch Segen unter Donner, Sturm und Blitz herab.

Da reichte Herrmann dem Mädchen die Hand und sagte sanfter! seid denn glücklich!

Das Mädchen kniete einen schnellen Augenblick, und dann gieng sie selig wie eine Unsterbliche am Arme des Geliebten und seiner Mutter in ihre neue Heimath.

Für alle das Geld, hob Julie an, verdienen Sie keinen Dank, denn Sie mögen wohl reich sein; aber für die Hand, die Sie dem Mädchen mit den sanften Worten gaben, danke ich Ihnen mit gewiß schönen Thränen. Ein edler Ritter sind Sie, mein Herr; aber Sie

treiben Ihre Mitterschaft sehr unsanft. Das Geld, was Ihnen das Glück des jungen Paares kostet, wiegt die Kälte, mit der Sie die gebrochenen Herzen behandelten, auf; aber die Paar Worte, die Sie dem Mädchen so sanft sagten, hat ein Engel zu Buche getragen. Ich möchte Sie wohl zum Freunde haben, aber nicht zum Tröster.

Ich tauge weder zum Freunde, noch zum Tröster.

Das ist ihr Ernst nicht! sagte mit einem leisen Schauer Julie.

Mein völliger Ernst.

Sie sah ihn zitternd an: wer kein Himmelsthor in seinem Herzen zu öffnen hat, las ich einmahl, lasse die andern Thore verschlossen.

Darum eben tauge ich nicht zum Freunde.

O geben Sie mir Ihre Hand, und sagen Sie mir zum Abschiede ein sanftes Wort, damit ich nicht mit Grauen an einen Menschen denken muß, dessen Hülfe ich am liebsten anrufen würde, wenn ich unglücklich wäre.

Ich bin sehr unglücklich, sagte Herrmann

erschüttert, daß ich Ihnen nichts antworten kann als: ich taue nicht zum Freunde. Aber wenn Sie unglücklich wären: so — so — o Gott behüte Sie vor dem, was ich Unglück nenne. Er gieng.

Aber er konnte ihre Worte nicht vergessen, wenn sie unglücklich wäre. Er mußte wieder zu ihr gehen. Sie hatte zwar die ehrlichsten Vergißmeinnicht-Augen, die je unter langen braunen Wimpern, und unter dem schönen Bogen der Augenbraunen hervorblickten; aber es kam ihr nicht zu gut. Ich habe schönere Augen treulos werden sehen! rief er. Es half ihr zu nichts, daß ihr Mund das gutherzigste Lächeln noch mit zwei Grübchen in den Rosens- wangen verschönte. Ich kenne die Leichtfertigkeit! sagte er. Aber hingehen mußte er wieder; denn er mußte ihr sagen, daß sie auf ihn rechnen könnte, wenn sie seiner Hülfe je bedürfte.

Sie kam ihm mit einer Art von Ernst entgegen, bald von ihrem Strickzeug aufsehend, bald wieder nieder. Er sagte ihr in einem Paar Worten, was er ihr sagen wollte.

Lieber möchte ich wissen, was Sie mit der Welt entzweit hat.

Die Welt.

Und Sie fanden keinen Freund?

Ich verlor ihn eben.

Geschwind suchen Sie einen andern. Was gen Sie's mit mir.

Er sah ihr finster in das blaue Auge. Sie fuhr lachend fort: von dem ersten Freunde, wie von dem ersten Frühlingstage, fordert man immer zu viel. Ich werde es leichter mit Ihnen haben, weil ich Ihr zweiter Freund bin. Einen treuen Freund haben, ist vielleicht dem Leben nicht gegeben; denn was hätte uns ein höheres Leben zu bieten, als etwa noch einen treuen Freund verdienen. Dem Freunde verzeihen, ist vielleicht das süßeste Glück der Erde, und Ihnen würde man viel verzeihen müssen.

Was ist Freundschaft?

Ho! wie Sie fragen; aber lassen Sie sie nur eine süße Wallung des Herzens sein, so — ist denn der Frühling nicht schön, weil er nicht immer blüht? Das Glück des Lebens wird von

nichts mehr verkannt, als von der Wärme des jungen Herzens.

Und des Mannes Schmerz von Niemanden leichter, als von Ihrem Geschlecht.

Weil wir andere Schmerzen haben, als der Mann; und so könnte es ja sein, daß wir beide über den Schmerz irrten; wie es auch wohl sein muß.

Schmerz und Freude, Liebe und Haß, sind bei Ihrem Geschlecht nur Wallungen des Bluts.

Es sei darum; aber wir haben den Muth herauszusagen, was wir fühlen, und auf etwas Besseres zu hoffen. Das Herz ist beschränkt, aber der Mensch nicht. Die Sterne scheinen nicht höher zu stehen, als die Wolken; doch ist eine unendliche Ferne da. Sagen Sie, was Sie haben.

Ein wahrer Schmerz ist stumm wie alles Erhabene.

Das ist nichts gesagt, denn auch der Argwohn ist stumm, die Falschheit, die List und der Haß. Was haben Sie denn gethan, das

Ueberirdische, einen treuen Freund zu verdienen? und hatten Sie ihn, zu erhalten? Wägen Sie, mein Herr Rechenmeister, Ihre Tugenden gegen Ihr Glück, und Sie werden finden, Sie haben nicht Einen Frühling verdient. Auf der dunkeln Erde stehen nur Gräber, nur gefallene Freundschaften, nur gebrochene Herzen, und eine menschliche Göttin, die Versöhnung, die allen verzeiht; dem verlassenen Freunde den harten Haß, dem Treulosen den Fall. Um Gott nur ist alles ewig! Oder Sie müßten nicht an Gott glauben.

Die letzten Worte sagte sie mit leisen bebenden Tönen, die aber wie Blitze durch sein Herz fuhren.

Sie wendete sich in dem Augenblicke von ihm ab, und gieng traurig den Gang hinab.

Besiegt war er nicht, aber er fühlte doch, daß eine solche Philosophie, wie die des Mädchens, so heilig war, wie seine finstere Uezeugung.

Er gieng ihr nach. Sein Blick war heiterer; er scherzte zum erstenmale wieder.

Da flatterte ihr Muthwille fröhlich um ihn her. Und da wollte er sich nur, ihr nicht, erweisen, daß sie zu leichtsinnig, zu treulos, zu buhlerisch, zu sinnlich, zu eitel sei für Freundschaft und Liebe, und sie führte mit treuherziger Lustigkeit den Beweis selbst, und behauptete, daß jede Liebe eines Mädchens, auch des besten, mit Sprechen, wenn nicht gar mit Zanken und Haß anfienge; daß ein Mädchenherz der über einander gebauten Doppelpflichte in Erier gleiche, wo an Einem Tage zwei Heilige auf einmahl verehrt würden. Sie behauptete ferner, daß ein Mädchen, mitten unter den heißesten Thränen des ersten Liebesgeständnisses, mitten in dieser süßen Befleckung des Herzens, dennoch an die Farbe ihres Brautkleids dächte.

Das sagte sie lachend; aber sie dachte nicht daran, daß das alles wahr sei, was sie sagte, und so hatte sie sich mit dem ernstesten Herrmann in eine Art von Liebe hineingesprochen und hineingezankt, und am Abend legte sie das schöne Haupt sinnend in die linke Hand, und mit der

rechten auf dem unruhigen Herzen, sagte sie: ich glaube es giebt noch tausend andere, und tollere Wege, in einen Menschen verliebt zu werden. Denn wahrhaftig, ich glaube ich könnte ihn lieben, weil er keine Liebe verdient.

Wie sie aber nun war; sie plauderte den Abend so viel mit jedem, der an ihrer Gartenthüre vorüber gieng, dann bis zur höchsten Müdigkeit mit ihrer Tante, und am andern Morgen setzte sie sich, nachdem sie den Garten ein Paar mahl auf- und abgesprungen war, an die schwerste Sonate von Bach, und dann hüpfte sie singend von einem häuslichen Geschäft zum andern, bis sie den bösen Geist glücklich gebannt hatte.

Aber der junge Gesell kam wieder, und sein Ernst und sein geheimer Schmerz, und seine tiefe Verachtung ihres Geschlechts, wurden ihr gefährlicher, als die feinsten Schmeicheleien.

Herrmann wollte durchaus in ihr finden, daß ihr Geist nur ihr Puz, ihre einfache Unschuld eine feine Schminke, ihre muthwillige

Heiterkeit eine studirte Koketterie war, und so mußte er ihr näher treten.

Sein Nähertreten wurde aber so sichtlich, daß Julie glauben mußte, er liebe sie. Armer Mensch, sagte sie, wenn ich etwas zu verbergen hätte, wie schwer sollte es Dir werden, es zu sehen! Aber Du sollst mich sehen, wie ich bin, und wie ich bleiben werde. Und in der That, sie hatte ihm nichts Schöneres zu zeigen, als einen Tag ihres Lebens, den sie freilich ein wenig aufputzte, aber als wäre der Puz der Tag selbst.

Während er unter ihrem häuslichen Leben, das mit der Sonne vom Morgen bis zum Abend, und wie die Sonne erleuchtend, segnend und wohlthuend, thätig und bürgerlich hinlief, dennoch unter einem ätherischen Kranze von Musik, tiefem Gefühl, und hohen schmerzenden Gedanken, während er an diesem freundlichen Leben alle kleine Flecken aufsuchte, suchte sie an ihm alle kleine Tugenden auf, überhieng ihn mit jedem Lorbeer, mit jeder Glorie, glaubte sich selbst nicht mehr, weil sie ihm mehr glaubte

ben

ben wollte. Sie verdeckte jeden seiner Fehler, und sie wollte ihm ihr ganzes Herz gern geben, um sein Herz mit dem Leben zu versöhnen, und sie gab es ihm, und die Liebe dazu mit der heiligen Treue. Aber wie sie ihm alles gegeben, und wußte, daß sie ihn liebte, da verhüllte sie erst mit zarter Weiblichkeit ihm ihr ganzes schönes Leben, und das Schönste ihres Lebens, ihre Liebe. Aber diese zarte Verhüllung wurde eine Verklärung, die sie hoch über ihr kleines Leben in die Himmel emportrug. Da that er erst den Blick in den reichen Schatz ihres Herzens und ihres Geistes. Er erkannte seine verlorne Hildgard in ihr wieder; aber sein Herz fieng wieder an zu bluten. Er verlor noch einmahl seinen Freund und die Geliebte. Die unendliche, himmlische Aussicht seiner Jugend war ja auf immer zerrissen. Eine neue Liebe wäre ein Selbstvorwurf geworden, und hätte Hildgards Untreue beschönigt. So trat er von dem liebenden Mädchen zurück, mit einer Wunde, die nicht zu schmerzen schien.

Dieser stumme, sanfte Ernst Herrmanns.

II. Band.

⊙

sahen Julien der heilige Abend der glücklichen Liebe. Auch sie hatte in sein reiches, großes Herz gesehen. Da eben trat er einen Morgen zu ihr.

Ich danke Ihnen viel, viel Julie! sagte er. Zum mindesten schelde ich von Ihnen mit der Ueberzeugung, daß, wenn Wahrheit nicht möglich war, doch schöne Täuschungen die Wahrheit verhüllen. Ich bliebe länger, wenn ich nicht fürchten müßte, daß mein Wehgeschrei die schöne Harmonie Ihres Lebens stören würde. Leben Sie wohl. Und wenn ich nicht an Freundschaft glaube, so glaube ich doch an eine schöne Gewohnheit meines Lebens, an meine Freundschaft. Hier ist meine Adresse. Wenn Sie einmahl, wie schwer es auch sei, einen Freundes bedürfen, so bin ich da. Trauen Sie darauf, Julie! Und nun leben Sie wohl. Der Himmel, alle Schutzgeister des menschlichen Lebens, behüten Sie vor meinem Geschick! Leben Sie wohl!

Er riß seine Hand aus der zitternden Hand des Mädchens, und er war verschwunden.

Julie stand betäubt da, nach der Thüre schauend, durch die er verschwunden war. Es schien ihr ein Traum, ihre Liebe, seine, sein hartes Geschick, was sie nicht kannte. Sie machte ihm auch nicht den kleinsten Vorwurf. Sie war nur unglücklich, und da ihr glückliches Leben auf dem Garten ihrer Tante zu greß mit ihren Empfindungen abstach, so verlangte sie in das Haus ihres Stiefvaters zurück, wo sie für ihren Gram und für ihre Thränen die Beschönigung fand.

Herrmann liebte Julien nicht, und was ihm so schien, warf er hart von sich. Er wollte mit dem Schicksal kämpfen; er wollte das arme Leben nicht mit den vergänglichen Blumen des schmeichelnden Glücks kränzen. Er wollte nicht getäuscht sein. So kam er noch finsterner in München an, mit dem Schicksal und nun mit sich selbst entzweit; denn Julie hatte ihm eine neue Hofnung gegeben, die er verwarf.

Hier traf er auf einem Billard vier junge Leute, die einen alten Mann umbarmherzig neckten.

Was kümmert er mich, dachte er dennoch ergrimmt. Da sprang ein sänfter junger Mensch hinter seinem Tische auf, und rief gebietend: es ist nun genug! und wer von Ihnen, meine Herren, es noch einmahl wage —

Und wenn ich's noch einmahl wage, fragte einer sehr nachlässig: was dann?

So haben Sie es mit mir zu thun.

Und wenn mit Ihnen, was dann?

Das werden Sie sehen.

Und wenn ich's nun sehe, was dann?

Dieses was dann? brachte ein schallendes Gelächter hervor.

Die beiden jungen Leute standen drohend gegen einander über. Herrmann stellte sich mit funkelnden Blicken an die Seite des Helfers.

Der Streit wurde mit jeder Minute heftiger, und endigte mit einer Ausforderung.

Der Alte warf sich dazwischen, und die Feinde giengen versöhnt aus einander. Aber Blau, so hieß der Vertheidiger des Alten, hatte sich so entschlossen, und so ruhig bei dem Streite benommen, daß Herrmann mit ihm

noch eine Flasche Wein trank. Sie redeten von den Grundsätzen der Ehre, dann von dem Geschick, dann von der Bestimmung des Menschen. Blaus und Herrmanns Ansichten des Lebens waren einander so entgegengesetzt, und doch waren sie beide über das was sie bei allem thun mußten, so eins, daß Blau um Herrmanns Freundschaft bat.

Herrmann antwortete lächelnd: ich habe Ihnen gesagt, wie ich über die Freundschaft denke.

Nun denn, so bitte ich um Ihre Bekanntschaft, rief Blau, seine Hand mit Eifer fassend.

Die Herzen der beiden Jünglinge paßten für einander. Sie machten kleine Reisen ins Gebirge, und auf diesen Reisen öffneten sich ihre Herzen immer mehr. Sie waren Beide entschlossen über die Alpen zu gehen. Ein Paar Tage vor ihrer Abreise erhielt Blau einen Brief.

Endlich! sagte er, und erbrach mit froher Hast den Brief. Er las, stützte das Haupt, las wieder und wurde noch finsterner. O Du armes, theures Mädchen! rief er endlich. Ich

kann nicht mit Dir, Herrmann, obgleich ich sie nicht retten kann, und verdient ein Mensch einen Ketter, so bist Du es, edles, unschuldigtes Mädchen. Da lies, Herrmann! lies.

Herrmann las: Mein lieber Bruder, dieser Brief soll Dich nicht abhalten Deinen alten Jugendwunsch zu erfüllen, über die Alpen zu gehen, obgleich es mir oft vorkommt, als hätte jedes Herz seine Alpen, über die es hinaus will in ein schöneres Land. Ich fürchte, lieber Karl, daß Du jenseits Itallen neue Alpen sehen wirst, die Deine Sehnsucht rege machen werden. O armes Menschenherz! O wenn ich an unsre Kindheit denke, wie Dein Blick an den blauen Bergen in der weiten Ferne hing, und meiner an der kleinen Rosenhecke, welche die kleine Hütte von Rohr und Moos umgab, so thut es mir weh, daß nicht einer von uns beiden seinen Wunsch erfüllt sah. Ein wilder Sturm hat meine Hütte zerschlagen, und die Rosenhecke abgerissen. Sei Du nur glücklich, Karl! Ich muß Dir freilich erzählen, was Dich aufs Neue gegen unsern Stiefvater erbittern wird; aber

ich bitte Dich, recht fleißig zu bedenken, daß er es nicht böse meint, daß er Dein Glück wollte, wie er jetzt meines will, daß ihm meine einfachen Wünsche so gut Thorheit scheinen mußten, wie Deine weiten, großen Pläne. Auch muß ich Dir voraussagen, daß mein Vater es nicht ist, der meine kleinen Wünsche zerstört hat, sondern eine Begebenheit, von der er nichts weiß, gar nichts. Mein Herz zerbrach, da ich es leichtgläubig einem zu schönen Traume hingab. O sollte diese Begebenheit vorgehen, um einen Schmerz weniger zu fühlen, dem meine ganze Seele sich widersetzt haben würde?

Ich liebte; mein Glück schien so leicht, so gewiß, und auf einmal stand ich verlassen da mit dem Herzen voll einer gewiß unschuldigen Leidenschaft, auf immer verlassen! Und ich kann Niemanden anklagen, nicht einmal mich selbst. Diese Hoffnung zerrann auf ewig. Was hatte ich nun noch zu verlieren? Der Schiffbrüchige sieht ja ruhig die Flagge im Meere

untergehen, das sein Schiff mit der kostbaren Ladung verschlungen hat.

Mein Vater hat meine Hand an den Herrn von Dach vergeben. Wir kennen ihn, und freilich ich zittere. Aber die Gewitterwolke scheint in der Ferne ganz schwarz, über uns nur grau.

Es war gut, daß er mir es hart ankündigte, obwohl ich gewünscht hätte, er hätte mir es sanft gesagt; aber er sagte: halte Dich bereit; Dach wird in sechs Wochen Dein Mann. Keine Widerrede! Ich weiß doch, daß Du trotz aller Thränen Dich an den Altar wünschest! So schlossen alle meine Hoffnungen ein; alle meine Wünsche erstarrten unter den harten Worten, meine Wangen erblaßten nur; aber unter diesen Erschütterungen, unter dieser schmerzlichen Losreißung von allem Glück — o ich denke ich kann so sagen, ohne diesem Manne Unrecht zu thun! — erhob sich mein Herz hoch über das Glück, und ich war — ruhig sogar, zum mindesten entschlossen, der Zukunft so viel Glück für ihn und mich abzugewinnen wie möglich. Aber ach; ich fühlte nach einer Stunde schon,

daß ein fester Entschluß nicht die Stärke ist ihn auszuführen. O die Thräne ist süß, die aus einem Herzen fließt, das vor Liebe bricht und keine findet; aber einem andern angehören, ach, da erstarrt die Thräne, das Leben, und die Zukunft wird ein schreckendes Gespenst in einer ewig dauernden Geisterstunde.

Und doch bin ich entschlossen, mich nicht zu widersetzen, der erstarrten Zukunft geduldig entgegen zu gehen. Ich wollte sagen, hinter der Geisterstunde steht das rettende Grab; aber unsre edle Mutter sagte, Du weißt mit welcher Ruhe, der Gedanke an das Grab soll dem Menschen Stärke geben, das Leben tugendhaft zu tragen. Das Grab soll den Feigen nicht retten im Schmerz, es soll ihn erheben. Und so — o Gott gebe mir die Stärke meiner Mutter! und so leb wohl, Karl! Ich wünsche Dich vor meiner Hochzeit nicht wieder zu sehen. O sei Du nur glücklich, Karl. Mein Jenseits der Alpen, ist ein ernsterer Gedanke als Deiner. Meine Alpen umringen eine schönere, eine höhere Welt. Leb wohl. Denk Deiner Schwester!

Wer ist denn dieser Herr von Dach? fragte Herrmann finster.

Ein Kerl, den der Teufel ins Leben eingeschwärzt hat; ein Mensch, der im funfzehnten Jahre schon ein Geizhals und ein Heuchler war, im sechszehnten ließ er auf Pfänder, und behauptete, daß es für Geld ihm gleich wäre, an einem Pranger oder auf einem Erlumpswagen den Blicken des Volks ausgesetzt zu sein. Auf der Universität schlug er sich für Geld, so feig er war. Er lernte vier ganz verschiedene Handschriften fertig schreiben; war immer inognito. Er ist nie roth geworden, hat nie eine Thräne vergossen. Er weis heute noch nicht, was Mitleiden ist. Im vierzigsten Jahre wurde er erst wollüstig, und seit er nun seine Gesundheit vergiftet, seine Geldsäcke gefüllt, vor seinem Nahmen ein Bon gekauft, will er ehrlich werden, und darum sucht er die Hand eines jungen, schönen Mädchens. Er will einen Erben hinterlassen, aber sein Geld soll ein Fluchcommiss sein auf ewige Zeiten.

Du machst zu grell, Blau.

Zu grell? ich leihe dem Schelm noch allerlei Gutes. Denn er selbst sagt, daß diese Eigenschaften nur eine hübsche Maske seines Innern sind. Er ist schlimmer als der Teufel selbst. Denn er kann beten, und hält sich selbst für fromm.

Nicht möglich; denn Dein Vater —

War arm, verachtet, verstoßen, arbeitete sich ehrlich empor, und kennt keine andere Waffe des Lebens, keine andere Quelle des Glücks, als Geld. Herr von Dach, seit er dem Hofe Geld vorstreckt, Hofrath ist, ein Haus macht, glebt seine Jugendsünden für Genialität aus. O Gott, ich kenne den Satan von meiner Mutter her; die er heirathen wollte.

Und was willst Du machen?

Hier griff Blau zornig in sein Haar. Das war die Antwort.

Kennt Deine Schwester den Kerl so?

Sie kennt ihn.

Herrmann las den Brief noch einmahl.

Da riß Blau sein Taschenbuch auf, und gab ihm eine Menge Briefe von seiner Schwester,

und rief: lies diesen und diesen, und die alle, und sieh, und bejammere, welch ein Engel in die Klauen eines Teufels geworfen wird.

Was ist's mehr? sagte Herrmann: was ich immer sage, und Du ewig nicht glauben willst! und machte sich an des Mädchens Briefe. Aber diese Briefe zeichneten in seiner Seele ein so schönes Bild von des Mädchens Seele, daß er von Zeit zu Zeit ausrief: nein! nein! er soll ihre Hand nicht berühren! Er soll nicht!

Er wird! rief der Bruder. Wie kann ich sie retten?

Ich will sie retten! rief Herrmann stolz. Wie willst Du?

Sie überlegten. Es war leicht, sie aus ihres Vaters Hause wegzuholen; aber wohin mit ihr, wo der Vater sie nicht entdecken konnte? Und würde sie selbst einwilligen?

Und sie liebt! sagte Herrmann. Aber er rief: ich will sie retten! beim Himmel! bei meinem unglücklichen Geschick, ich will sie retten! und müßte sie meine Frau werden!

Blau sah ihn starr an. Du? ohne sie zu kennen?

Was ist mir das Leben? Kann ichs doch an das Glück eines Menschen setzen! Warum nicht? Da fiel ihm Hildegard, da fiel ihm Julie ein.

In seinem Herzen wogte ein Meer von widersprechenden Empfindungen. Aber sie liebt! rief er dann wieder.

Er warf sich, um Muth zu fassen zum festen Entschluß, in Blau's Arme. Vergebens. Hildegards und Juliens Bilder standen fest vor seiner Stirn in Einem Bilde vereinigt. Aber alles unterdrückend, dem Schicksal, dem verzehrenden Schicksal hart trohend, rief er: ich will! ich will sie retten! Ich heiße nicht Herrmann. Ich heiße Baron Scharnesfeld, und nun komme es, wie es komme! Sie ist gerettet. Ich bin Dein Schwager!

Seltsamer Mensch! Erst sollst Du mir sagen, was Dir ist. Du liebtest?

Und wurde betrogen! Betrogen von der Geliebten, von dem Daseinsfreunde betrogen.

Nein! nimmermehr! Herrmann! nimmermehr! Du wurdest betrogen; aber Du sollst Dich selbst nicht noch grausamer betrügen. Meine Schwester werde des Satans Frau. Dein Herz wird sich wieder der Liebe öffnen.

Aber nicht wieder dem Vertrauen. Es hatte sich geöffnet; aber ich kann kein Herz mehr beglücken: ich floh!

Blau ließ sich die Begebenheit mit Jullen erzählen.

Er lächelte; und Du fragst nicht einmal, ob meine Schwester schön ist. Dieses ist ihr Bild. Er gab ihm ein Miniaturgemälde.

Herrmann nahm es. Sein Blick blieb lange auf diesem Bilde hängen; es war Julie. Julie war Blau's Schwester.

Stumm legte Herrmann das Bild auf den Tisch, und heftete unruhig den Blick auf den Boden.

Erkennst Du das Bild nicht, Herrmann?

Ich erkenne es, sagte er finster, die Hand langsam über die Augen legend. Ach, in dieser Brust wird nie wieder Vertrauen wohnen.

Gegen wen? Gegen das Geschick oder gegen die Liebe?

Gegen beides.

Herrmann erzürnte das Geschick nicht, das Deinem Leben die Liebe, das Glück und den Freund wieder gab, den treuen Freund, mich, und an Einem Tage, in Einer Minute.

Herrmann sah stumm zu Boden; aber des Freundes sanfte Worte, und des Geschicks sanftere Hand, öffnete sein Herz dennoch nicht.

Sieh, sagte er mit langsamen und eiskalten Worten: ich will sie retten, nicht weil ich sie liebe, weil sie mich liebt. Denn dieser lustige Traum einer ewigen Liebe, in deren Dauer die Luft nicht eine Thräne zu trocknen Zeit hat! Dieser — Ich will sie retten! Und nun leb wohl! Leb wohl! Deine Schwester soll glücklich sein, wenn Einsamkeit und Verborgenheit sie beglücken kann, und eines Mannes stille Sorge.

Er riß sich von ihm los, und reiste dahin, wo Julie lebte.

Er hielt Pferde und Wagen bereit in einem Gasthose vor dem Thore.

Er beobachtete die Thüre des Hauses, wo sie wohnte.

Da trat sie hervor schwarz gekleidet, fast nonnenartig, mit bleichem, geduldigen Gesicht, und gebeugtem Haupte.

Sein Herz wurde durch den rührenden Anblick erweicht, und wurde noch erweichter, da sie einigen Armen so freundlich gab.

Er folgte ihr, und als führte sein Schicksal sie, sie gleng aus dem Thore, wo sein Wagen stand, nach einer Kapelle, wo ihre Mutter begraben lag.

Er folgte ihr in die Kapelle. Sie kniete an dem Grabe ihrer Mutter. Sie beugte die Stirn auf den kalten Stein, der die Asche ihrer Mutter deckte. Er verstand nichts von ihrem Gebet, als das Wort Rettung.

An der Thüre fand sie ihn.

Guter Gott! sagte sie mit einem wehmüthigen Lächeln, und eine sanfte Röthe flog über die bleiche Wange, eine schnelle, noch schneller verschwindende Hofnung: Sie noch einmal, Herr Herrmann?

In

Ja, noch einmahl! oder auf immer, Julie, sagte er sanft aus erweichtem Herzen. Ich komme von Ihrem Bruder, und bringe Ihnen, was ich Ihnen versprach, Rettung.

Sie sah ihn an, aber ihr Gesicht überzog jetzt die blühende Farbe der Liebe, und die Glut des freudigen Erschreckens.

Herrmann hatte sie also geliebt, dachte sie schnell; er hatte sie beobachtet, er hatte sich an ihren Bruder gewendet. Sie glaubte alles zu sehen, und sie erröthete noch einmahl.

Ich habe Ihren Brief, Julie, an Ihren Bruder, gelesen. — Sie erröthete wieder und schlug beschämt die Augen nieder; denn in diesem Briefe hatte sie ja ihre Liebe zu Herrmann gestanden. Sie wußte nicht, wie wenig sie geschrieben hatte.

So darf ich Ihnen nicht mehr leugnen, mein theurer Freund, was ich Ihnen vielleicht gar nicht verborgen habe. Und Rettung? O wissen Sie denn auch?

Alles, Julie.

Daß Morgen

Wenn Sie heute Muth haben, diesem Herzen Ihr Schicksal anzuvertrauen, so ist heute nicht zu spät.

Sie erblaßte und sagte, die nassen Augen auf den Boden heftend: ich darf nicht zurückkehren in mein Haus, sonst ist auch Heute zu spät.

Jetzt denn! Verziehen Sie hier noch eine Minute.

Er flog davon. Sie blieb mit den seltsamsten Empfindungen allein. Ihre nahe Rettung aus dem unaussprechlichsten Unglück, die Ueberraschung, nahmen ihr alle Gedanken. Sie lehnte sich ermattet an die Thüre, und daher rollte der Wagen Hermanns. Hermann fuhr selbst. Der Wagen hielt. Hermanns Knabe öffnete den Schlag. Sie stieg gedankenlos ein. Der Wagen rollte dahin. Der Knabe saß neben ihr. Eine nähere Erörterung war nicht möglich.

Nach Mittag hielt der Wagen vor einem Kloster über der Gränze.

Herrmann gab die Pferde dem Knaben und gieng ins Kloster. Er kam zurück, er hob

Julien aus dem Tagen, die laut schluchzte. Sei ruhig, sagte er sie an seine Brust drückend: was das Leben und mein Herz Dir schönes zu geben hat, verspreche ich Dir, Julie.

Seine Wange und sein Auge bestrahlte ein Blitz der Liebe; sie umschlang ihn. Er führte sie in die Klosterkirche vor den Altar. Ein Geistlicher legte ihre Hände zusammen.

O mein Herrmann! rief sie mit dem Entzücken, mit der Leidenschaft der heiligen Liebe, und diese Worte, dieser Ton überwandten sein Herz.

Sei ruhig, meine Julie, sagte er mit sanftbeklemmten, schönen Tönen: hat das Leben für den Menschen Glück, so ist es Dein!

Sie verstand ihn nicht, und so legte sie sich zärtlich an seine Brust.

Sie hatte am Altare seinen neuen Namen Baron Scharnesfeld gehört; aber sie suchte ihn zu vergessen. Der Name Herrmann war ihr viel theurer.

Am Abend erreichten sie eine Poststation. Die Nacht war hell und warm. Julie zitterte

vor ihrem Vater. Sie reisten mit Postpferden weiter, und der Knabe erhielt Befehl, mit den Pferden langsam nach zu kommen.

Herrmann hielt seine Rolle fest. Denn wie hätte er sich gestehen können, daß er das schöne Mädchen, dessen weiche, warme Hand sich drückend in seine stahl, dessen schönes Haupt oft an seine Schulter sank, liebte? ohne nicht zugleich eine Entschuldigung für Hildgards und Adolphys Liebe und Untreue zu haben. Aber die Natur war dennoch stärker wie sein finsterner Entschluß. Ehe er es wußte, drückte seine Hand die warme Hand wieder. Er hob sie an sein Herz, dann an seine Lippen; aber sein Auge sah finster hinaus in die helle Nacht, nicht in den schönen Tag des blauen Auges, das mit Thränen und Mondenglanz übergossen, das seine suchte.

Dann lispelte leise ihr Mund: o Du theurer Ritter! o Herrmann!

Sei Du ruhig, Julie! — Geliebte! kam hinterdrein, mit zwei Senfzern, einen über seine Schwäche, und einen der Liebe. Aber

dennoch hielt er sich wie ein Held, bis der Postillon auf dem Bocke, und Julie — er wußte es nicht, wie sie in die Stellung gerathen war — an seiner Brust eingeschlummert waren. Die Morgenröthe stieg an seiner Seite empor, und warf ihre schönsten Rosen auf der Schläferin Gesicht.

Er unterstützte das wankende Haupt des Mädchens; aber die Bewegung des Wagens streifte von den weichen Locken das fesselnde Band, und die blonden Locken verhüllten nur schwebend und nicht getreu die glänzenden Schultern, deren Hülle sich verschoben hatte.

Er beobachtete das schöne Oval, die glatte, stolze Heiligenstirn, den schönen Mund, der in einem schönen Traume lächelte, und er konnte die Blicke nicht mehr abwenden. Seine linke Hand umfieng den schönen Leib, und nun sank das Haupt enger und näher an sein Herz, das immer stärker schlug. Seine rechte Hand spielte mit ihren Locken.

Da beugte er das Haupt näher an ihr Gesicht, und Thränen füllten sein Auge. Leise

sagte er: o Du schlummerst vertrauensvoll an diesem Herzen, daß Dich nie verrathen wird. O suchtest Du so lächelnd fortschlummern im stillen Traum einer treuen Liebe; aber wenn Du das Auge öfnest — o Untreue! schwarzer, höllischer Teufel! Er machte eine Bewegung, sie von seinem Herzen in eine Wagenecke zu legen; es wurde ein Kuß auf den blühenden Mund aus der Bewegung, und sie erwachte.

Beide Arme um seinen Hals schlingend, zog sie sein Gesicht an ihres, seine Lippen an ihre, und sagte: sei gegrüßt erste Morgenröthe unsers Glücks und unserer Liebe, und Du, mein Herrmann!

Da umschlangen seine zitternden Arme sie, und unter Küssen und Thränen fragte er sie: O wirst Du mich ewig lieben? Mir ist ja jetzt, als wäre ich wieder selig, als wäre der bange schwarze Traum vorüber; als wäre der Leichenzug dahin gerollt, als höre mir die Morgenröthe und Dein Auge wieder den Kranz des Lebens, die Ewigkeit! Aber mit einem harten Senfzer riß er sich auf einmal von ihr los,

sah blücker in die Morgenröthe, und rief: aber was träum' ich! — doch sei Du ruhig, Julie! sagte er sich still zurücklegend in die Ecke.

Julie betrachtete ihn. Ihr fiel alles wieder ein, was er ihr sonst gesagt hatte, über die Liebe, über das Leben. Aber in ihrem Herzen stand die Liebe muthig auf, und erbot sich sein Schutzgeist zu sein, und ihn mit dem Leben und mit den Menschen zu versöhnen.

Mit diesem Gedanken blüheten alle ihre Reize himmlisch auf. In ihrem Auge lag ein Schmachten, ein Hoffen, ein Zagen zwischen Glanz und Thräne. Ein Seufzer und ein wehmüthiges Lächeln öfneten die Rosenknospe ihres Mundes, und alle diese Reize bewegte die Liebe mit ihren Schwingen. Aber sie sagte nicht ein Wort. Sie legte nur die Hand auf das volle Herz wie zum Schwur, und ihm war, als hörte er die Stimme der Ewigkeit sagen: sei nun glücklich!

Da nahm er sie auf seine Knie, denn der Wagen bewegte sich kaum, und umfieng sie mit den Armen, mit Küffen, mit heißen Lie-

beschränken, mit Schwüren und Seufzern. Aber sie sagte nichts, als: mein Herrmann! und dann ließ sie ihre Thränen frei strömen in sein aufgelöstes Herz.

Da rief der erwachte Postillon: He! die Morgenröthe und die Hoffnung bleiben nicht aus! Und nun gieng rasch vorwärts der Stadt zu. Sie fuhren weiter bis am Abend, und am andern Morgen saß die junge Frau selig von den Armen ihres glücklichen Mannes umschlungen im Wagen, und es gieng rasch nach der alten Burg, der Wiege seiner Kindheit.

Die junge Frau hatte die ganze Fröhlichkeit ihres Lebens wieder gewonnen. Man betete sie an. Herrmann war unendlich glücklich; aber die Nähe seiner Orakelhöhle, wo ihm Adolph eine ewige Treue schwor, that Juliens Liebe nach und nach Eintrag.

Er glaubte an Juliens Liebe, an ihre Treue; aber er hielt Liebe und Treue für eine Täuschung der Natur, womit sie nur das Grab, wie der Mensch mit Immergrün die Grabsäule, verdecken möchte.

So traf ihn Julie einmahl in seiner Drakelshöhle. Sie setzte sich zu ihm auf einen Sitz von Felsen, den er selbst in den Felsen gehauen hatte. Sage mir, hob sie an: Herrmann, warum Du diese finstern Höhlen aufsuchst?

Ach Julie, diese dunkle Höhle enthielt sonst eine heilige Stimme aus dem ewigen Eden, das in jeder jungen Seele blüht; es war der Vorhof meines Allerheiligen, und jetzt — o jetzt! —

Herrmann, kannst Du noch an meiner Liebe zweifeln? Ich schwöre Dir —

O schwöre hier nicht, nur nicht hier; denn hier wurden Schwüre geschworen, der Treue, der Liebe — ach, wecke die schlummernde Schlange nicht auf! Wecke die Stimmen des Echos aus meiner Jugend nicht! Komm in den hellen Sonnenschein. Ich will ja glauben, daß Du mich liebst, daß Du mir treu bist, daß in Deinem Herzen ein Ton aus der Ewigkeit nur eine Faser bewegt. Aber nur hier nicht, hier, wo der kalte Hauch des Todes mein Herz zum Erstarren bringt. Hier in diesem kaltem Dunkel will ich Dir ein glaushendes

Mährchen erzählen, das mit seinen Schrecken den trügen Lauf des Bluts besüßelt, und dann erstarrt.

Er erzählte ihr nun, wie er seinen Adolph, seine Hildegard gefunden, wie er sie beide geliebt, und wie beide ihn verrathen hatten.

Zum erstenmahl sah Julie mit Erschrecken, welch ein tiefes Mißtrauen gegen alle Menschentreue, gegen alles Große in seiner Seele lag, und wie dieses Mißtrauen hier von allem, was ihn umgab, genährt wurde.

Sie wendete alle Macht an, die sie über sein Herz hatte, ihn von hier weg zu bringen.

Ja, sagte er zuletzt: ich will von hier; aber Du mußt erst den Ort sehen, wo ich leben kann.

Er fuhr mit ihr nach Schwarznacht, einem kleinen Gütchen, das seinen Namen mit höchstem Recht oder mit höchstem Unrecht führte, nachdem man es ansah. Es lag in einem Thale, das rings von hohen schroffen Gebirgen umgeben war. Das Wohngebäude war eine alte Burg, der man das Ansehen einer Ruine gege-

ben hatte. Das Dorf, das dazu gehörte, und dessen Einwohner nur Kohlenbrenner, Bergleute und Glasschmelzer waren, lag in einem Nebenthale; aber die labyrinthischen Krümmungen des Thales, durch das ein reißender Bach strömte, waren so lieblich, so mild, von Gartenanlagen, kleinen Getreidefeldern, Wiesen, Hügeln mit Wald bekränzt, durchschnitten, die Berge umher, mit Klippen, dunkeln Fichtenwäldern, tiefen Schluchten und Wasserfällen wild und romantisch geschmückt, machten mit ihren Eiseuhämmern, mit ihren Rauchwolken, mit dem Brausen der Wasserfälle einen so grellen Abstrich gegen das liebliche Thal, das man beides mit Entzücken sah. Aber es lag weit entfernt von jeder Landstraße. Kein Wanderer besuchte das Thal. Ein Bettelmönch, der einsiedlerisch in einer kleinen Klaus, neben einer Kapelle wohnte, taufte die Kinder, las Messe, und verwaltete die Sakramente.

In der That, Julie mußte sich zu einem freundlichen Lächeln zwingen, da sie mit ihrem Herrmann immer höher in das wilde, düstere

Gebirge hineinfuhr. Sie erschrak, da Herrmann sie bat, auszustiegen, um den kürzern Fußpfad zu gehen, und sie mit ihm über eine dunkle Zugbrücke gieng, zwischen himmelanstiegenden Klippen, und Hütten, die in den Felsen eingesprengt waren, aus denen von Ruß geschwärzte Menschen hervorkamen, um die Fremdlinge anzustarren.

Dann aber stiegen sie hinab ins Thal, giengen auf Wegen, die gut erhalten waren, durch kleine Gebüsche und Blumenstücke der alten Ruine zu, vor deren Anblick Julie, trotz ihrer Liebe zu Herrmann, stuzte. Aber sie fand in der Ruine liebliche Zimmer, eine Bibliothek, einen englischen Flügel, ein großes Gewächshaus, eine ausgesuchte Orangerie. Und der Verwalter des Guts, und der Gärtner mit seiner Tochter, die übrigen Bedienten auf der Burg waren so freundliche, so einfache, herzliche Menschen mit allen andern Bewohnern des Dorfs, daß Julie noch denselben Tag ihrem Manne die Hand freundlich

reichte, und sagte: ich bleibe gleich von heute an hier, lieber Herrmann.

Schon nach Monaten wird sie wieder in die Welt verlangen, dachte Herrmann; aber das junge frohe Weib verlangte nicht in die Welt, sondern sie schuf um sich her die Welt, der sie bedurfte.

Wie unter einer Göttin Schritten ein Paradies emporsteigt, so stieg rings um Julien eine schönere Welt empor. Die junge Baronin wurde die Freundin von Bärchen, des Gärtners Tochter, und die Mutter von des Verwalters Kindern.

Bärchen war im nächsten Frühling nicht mehr zu kennen, so hatte der Baronin Umgang sie veredelt. Der Gärtner, ein tüchtiger Künstler, und seine Tochter unterrichteten die Baronin in der Gartenkunst, und das Thal wurde zu Armidens Garten, und Julie mit Bärchen die waltenden Göttinnen in dem schönen Thal. Die Freundlichkeit der Baronin, ihre freigebige Güte zog die Kinder des Dorfs in das Thal, die Mütter folgten den Kindern.

An jedem Festtage, an jedem Heiligentage erschienen auch die jungen Leute des Dorfs, und die Väter und Freunde. Lachen und Tanz belebte das einsame Thal.

Herrmann sah mit Erstaunen eine glückliche Welt voll einfacher Freude um sich her aufblühen, und obwohl er immer ernst blieb, so konnte jeder Tag seine Brust voll Zweifel immer mehr aus. Seine Julie gab ihm einen Sohn und zwei Töchter, und wenn er die beiden ältesten Kinder um sich her spielen und seine Agathe an der Mutter Busen, der so voll Liebe, voll Treue und voll Frieden war, ruhen sah: so vergaß er auf Tage lang seine finstern Zweifel, und er rief zu den Füßen seiner theuren Frau: o wie selig ist der Mensch!

Ist Dir's nicht zu eng hier? fragte er endlich, obgleich er die Einsamkeit liebte.

Zu eng, Herrmann? und ich stehe mitten im unendlichen Reich der Liebe? Und sie bewies ihm, daß sie so dachte.

Was die Weisheit zweifelnd ersonnen, führte die Mutterliebe mit voller Gewisheit hier aus.

Julle erzog ihre Kinder in kunstloser Liebe, im einfachsten Genusse des jungen Lebens. Sie gab ihnen nicht ein Bedürfniß mehr, als alle andern Kinder im Thal hatten. Sie beschränkte ihre Wünsche, und lehrte sie früh ihre Freuden in sich selbst finden. Sie gieng von dem Grundsätze aus, daß die meisten Verbrechen und das meiste Elend von Habsucht und Mangelsucht geboren wird. Sie sollen arm sein können, sagte sie lächelnd, ohne sich der Armuth zu schämen. Sie sollen arbeiten können, um die wenigen Bedürfnisse, welche sie haben, sich zu verschaffen. Sie sollen an Gott, an die Tugend, an die Unsterblichkeit glauben, um glücklich zu sein.

‘ Hier zuckte Herrmann die Achseln.

Sie sollen, fuhr sie fort: von dem Leben nicht das Unvergängliche fordern, sondern verzeihen, weil sie selbst Verzeihung bedürfen.

Das waren ihre einfachen Erziehungsgrundsätze, die sie auch ausführte.

In dieser Zeit brach in Frankreich die Revolution aus.

Herrmanns thätiger Geist, der hier im

Thale gefesselt lag, wurde mächtig ergriffen. Er meinte, alle Völker der Erde würden ihre Ketten zerbrechen, an denen er sie gefesselt glaubte.

Er verließ sein glückliches Thal, um sich mitten in den Tumult der neuen Freiheit zu stürzen, und erstaunte, da er alles ruhig fand. Er flog nach Paris, und kam entschlossen und entzückt zurück in sein Vaterland.

Unter dem Namen Herrmann durchstreifte er sein Vaterland, um zu hören, wie weit seine Landeskente waren. Er stieß auf einige edle Menschen, auf viele erhitzte Köpfe, auf einige Schurken, die ihn ausholten und der Regierung verriethen.

Er wurde beobachtet, ohne daß er es wußte.

Julie sah wohl, wie bewegt Herrmann war, aber sie wußte nicht, daß er mit einigen Männern den Bund geschlossen hatte, die Verfassung seines Vaterlandes über den Haufen zu werfen.

Er kam unruhiger als je auf seine Burg zurück,

zurück, ungewiß, ob er sich nicht wieder los-
machen wollte, von einem Bunde, der mehr
sich selbst erheben, als das Volk beglücken
wollte.

In einer Nacht erhielt er einen Boten von
dem Besten im Bunde, mit diesem Briefe:
Rette Dich, Herrmann! Alles ist entdeckt. T**
wurde gestern verhaftet. Der Graf Korb —
hier hörte Herrmann den Namen zum ersten-
male wieder, und er schauderte — der Chef der
Untersuchung ist, hat von dem Verräther T**
unsre Mahmen erpreßt und alle unsre Plane.
Unser Todesurtheil ist gesprochen; auch Deins.
Flieh! Graf Korb ist grausam und ein Tyran-
nenfreund. Flieh! Du hast nicht länger Zeit
als die Nacht, wo Du diesen Brief erhältst.
Ich habe die Gränze erreicht; ein Bettler, aber
zufrieden.

Julie sah ihren Mann erblaffen. Dann
rief er laut: er werde denn mein Mörder! Ich
fliehe nicht! Bei Gott nicht!

Um Gotteswillen! rief Julie: was ist?
Herrmann erzählte.

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals,
 und sagte mit einschmeichelnder Stimme:
 Du fliehst, Herrmann, und ich mit Dir!

Sie brachte ihm ein Kind nach dem an-
 dern. Rette Deine Kinder, Herrmann. Denn
 meinst Du, ich würde Deinen Tod überleben?
 Laß uns unsre Kinder retten.

So erweichte sie sein hartes Herz.

Herrmann hatte auf allem Fall eine große
 Summe in Holländischen Papieren.

Er gab die Hälfte Julien.

Denn, sagte er, wir müssen uns trennen.
 Er wollte nur sein finsternes Geschick von Juliens
 Leben abreißen.

Müssen wir, Herrmann?

Wir müssen! wenn wir nicht ausgeforscht
 werden sollen, und dieser Graf Korb ist — graus-
 sam! Nimm Deine Kinder, Julie. Suche
 Dir eine Freistätte. Ich gehe allein.

Alein nicht. Nimm Emilie mit Dir.
 Sie sei der Schutzgeist in Deinem finstern
 Grame! Ich fordere von Dir das Pfand uns-
 rerer Liebe zurück.

Er mußte gehorchen. Sie fuhren die Nacht noch ab. Am andern Morgen hatten sie die Gränze erreicht. Sie hatten verabredet, wie sie einander Nachricht geben wollten.

Hier laß uns trennen! sagte Herrmann. Er nahm seine Tochter auf den Arm, sagte mit zitternder Stimme: Lebe wohl! Und er gieng die bekannten Wege ins Gebürge. Julie fuhr unter unendlichem Schmerze weiter.

Sie las in den Zeitungen die Steckbriefe, die ihren Mann verfolgten als Hochverrätber. Auch sie wurde verfolgt. Herrmanns Vermögen wurde eingezogen, und er wurde zum Tode verdammt.

Sie sah recht wohl ein, daß sie nicht in der Nähe bleiben konnte. Sie verkaufte Wagen und Pferde, und ließ den Kutcher wieder zurück gehen. So irrte sie von Land zu Land, bis sie endlich nach Oberdorf kam. Hier ließ sie sich unter dem Namen Wächter nieder, erzog in stiller Trauer um den geliebten Mann, ihre beiden Kinder in einfacher Mittelmäßigkeit, zum reinen Genuß des Lebens.

Ihr Sohn hatte des Vaters Charakter. Die Mutter wollte ihm seines Vaters Schicksal verschweigen; aber Herrmann hatte geboten, ihm alles an seinem achtzehnten Geburtstage zu erzählen.

Die Mutter erzählte. Der Sohn horchte mit gefurchter Stirn; aber er sagte nicht ein Wort.

Da er allein war, rief er: Korb hat meinen Vater verrathen, ihm die Geliebte geraubt. Er hat sein Todesurtheil gesprochen, sein Vermögen eingezogen! ihm Namen, Weib und Kinder genommen. Mein Vater lebt ehrlos, namenlos, heimatlos über die Erde, und wurzelt sein Fuß irgendwo, so schüttelt seiner Jugend Freund die Furiensackel, und mein Vater muß weiter, immer weiter, bis er wie ein geheizter Hirsch fällt, und ein namenloses Grab deckt seine Asche! Himmel! wie ich das so ruhig sagen kann! Und er, der edle Graf Korb? er wälzt sich in träger Ruh auf dem seidenen Sofa. O mein Herr Graf, ich wollte dem Schicksal den Handschuh hinwerfen zur Wette, daß das Schauspiel noch nicht zu Ende

ist, daß Dein grausamer Mund das Plaudite noch nicht rufen darf. Den Altar der Freundschaft bewachen auch Furien, und hier steht ein Sohn, der sie aus den dunkeln Abgründen herauf ruft.

Das sagte er so ruhig, und ein Paar Jahre darauf kam er auf dem Gute des Grafen an, entschlossen, fest entschlossen, an dem Grafen Rache zu nehmen.

Franz rettete die Tochter des Grafen, war in ihrem Arm glücklich, und starb.

Graf Korb hatte das Todesurtheil über den Freund gesprochen, aber um ihn zu retten. Die Verbindung, die Regierung zu stürzen, wurde dem Fürsten angezeigt. Graf Korb erhielt den Auftrag, die Sache mit der höchsten Verschwiegenheit zu untersuchen, und dem Fürsten nach jeder Session die Akten vorzutragen.

Es wurden einige Mitglieder des hochverrätherischen Bundes eingezogen. Ihre Ansagen ließen in einen Abgrund von nahen Unglück und Empörung sehen, aber der Name des Hauptleiters war noch nicht genannt.

Da wurde L^{de} eingezogen. Er nannte den Baron Scharnefeld als das Haupt des Bundes, und legte Beweise vor, die den dunkeln Abgrund der Empörung erhellten.

Adolph erblaßte, da des Freundes Name genannt wurde. Der Fürst zitterte und haßte. Niemand aber wußte den Aufenthalt Herrmanns, als der Graf allein.

Der Graf wußte, Herrmann war einige Monate auf seiner väterlichen Burg gewesen. Er reiste sogleich dahin, um den Freund zu versöhnen. Herrmann war abgereist.

Der Graf konnte nicht erfahren, wo er lebte. Das kleine Gut Schwarznacht kannte der Graf nicht. Endlich nach vielen Nachforschungen erfuhr er es; aber nur einige Tage vor der Untersuchung.

Der Graf sah recht wohl, Herrmanns Leben war verloren, und er sollte sein Todesurtheil sprechen.

Da gab er dem Freunde Herrmanns Nachricht von seiner Gefahr in einem nachmenlosen

Briefe, und bat ihn Herrmannen nach Schwarz-
nach: Nachricht zu geben.

Da er gewiß mußte, Herrmann war ge-
rettet, wurden Husaren nach der Burg gesandt.
Vergebens. Sein Todesurtheil wurde gespro-
chen, seine Güter wurden eingezogen. Der
Graf legte seine Ämter nun nieder, verkaufte
seine Güter, und zog in ein benachbartes Land.
Hier! hier, rief er: kann ich dem unglücklichen
Manne eine Freistatt geben, wenn der Himmel
ihn wieder zurück in die Arme der Freundschaft
bringt. Aber! er hörte nichts wieder von ihm,
und der lange Kummer, daß er Hildegard nicht
hätte heirathen müssen, wenn er ihr nicht sagen
durfte: Sie ist Deine Schwester! Blieb wie
ein Verrath schwer auf seinem Leben ruhen.
Herrmann! o Herrmann! seufzte er oft. Er
war nicht glücklich!

Ende des zweiten Bandes.

Bei dem Verleger dieses Werks ist noch
erschienen und in allen Buchhandlun-
gen zu haben :

Fouqué, Caroline de la Motte, Feodora. 3 Thle.

Mit 1 Kupfer nach Hamburg von H. Schmidt.

8. 1815.

2 Thlr. 12 gl.

— — Edmunds Wege und Irrwege. Ein Roman
aus der nächsten Vergangenheit. 3 Thle. 8. 1815.

2 Thlr. 16 gl.

— — das Heldenmädchen aus der Vendée Ein
Roman. 2 Thle. Mit 1 Kupfer. 8. 1816.

— Fr. Baron de la Motte, die wunderbaren Be-
gebenheiten des Grafen Althes von Lindenstern.
2 Thle. 8. 1816.

Dd 2709 ¹² P (2.)
S

ULB Halle

3

008 871 442



16



Agathe

oder

das Grabgewölbe

von

August Lafontaine.



Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1817.

